P. o. germ.
1349
h

P. O. germ. 1349 h

Schütz

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die
Epik der Neuzeit

in

Betrachtungen

des

Heldengedichtes Tunisias

von

Wilhelm von Schütz.

Altenburg,
Verlag von Julius Helbig.

1844.

225 B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Epik der Neuzeit.

I.

Vorrede und Einleitung.

Die Geschichte der Aufnahme, welche das Heldengedicht Tunisias erfahren hat, vereinigt so viel Charakteristisches und Belehrendes, daß sie wohl verdient ihrer bisherigen Unbekanntschaft *) entrissen zu werden. Das katholische Deutschland konnte eine Erscheinung wie diese nicht gleichgültig lassen; der priesterliche Sänger aber hat die Veranlassung geboten, daß diese Region des Vaterlan-

*) Wir möchten in dieser Aeußerung weder mißverstanden werden, noch überhaupt unrichtig oder ungerecht sprechen. Schweigen ist hauptsächlich nur von jenen bekannten lange bestehenden kritischen Blättern beobachtet worden, die sich selbst als diejenigen angesetzt und angekündigt haben, auch fortwährend geriren, welche die Gesammtheit der deutschen Litteratur in ihrer fortschreitenden Entwickelung kritisch zu umfassen und namentlich die bedeutenderen Erscheinungen gründlich zu beleuchten zum Zwecke haben, hierbei auch sogar als eine Autorität, ja als begründetes Tribunal angesehen sein möchten. An sonstigen Würdigungen der Pyrker'schen Muse hat es nicht gefehlt. Wir nennen Isis, Sophronizon, Hermione, die Wiener Zeitschrift für Kunst u. s. w., anderer einzelner Abhandlungen nicht zu gedenken. Wenn ein größerer Artikel im Hermes (Bd. 26. S. 2) gegeben worden; so betraf dieser theils die spätere Rudolphias, theils nahm er von vorn einen verfehlten nicht ganz unpolemischen Standpunct, monirend, daß die Charaktere mehr episch genommen worden als dramatisch. Gerade darin, daß dieß geschehen, liegt das Bedeutsame, wodurch das Gedicht einen Wendepunct bezeichnet und Grund legend wird für eine neue Richtung in der Poesie; was eine Betrachtung auch der Rudolphias von anderer Seite her einmal zu erörtern vielleicht noch versucht.

des der Welt= und der Litteraturgeschichte den Beweis geben konnte, wie hoch sie im Wissenschaftlichen stehe, höher vielleicht als jene andere, deren Bürger und Einsassen keine Mühe sparen, um den Zustand und Werth der katholischen Bildung, Wissenschaft und Kunst bald dem Zeitalter durch Schweigen zu verbergen, bald zu seiner Verkürzung in ein falsches Licht zu stellen.

Den nächsten Beweis geben die vielen Auflagen, welche dem großartigen und echten Epos geworden sind. Man sage nicht, daß der Grund in den Sympathieen liege, welche das Gedicht dem katholischen Glauben, Gefühl und Geist entgegenwehet. Es hat jetzt sich erhärtet, daß, abgesehen von allen diesen herrlichen Eigenschaften, auch sogar der dichterische Gehalt und die künstlerische Vollendung es waren, welche die Protestanten doch zuletzt aufmerksam machen mußten. Wir brauchen nur an das Unternehmen der Cotta'schen Verlagshandlung zu erinnern, mit einer Herausgabe sämmtlicher Werke Johann Ladislav Pyrker's hervorzutreten, von welcher das Jahr 1843 auch bereits eine neue durchaus verbesserte Ausgabe gebracht hat. Man erkennt darin, daß die deutsche Nation im Ganzen nun doch einmal wieder zusammentritt zur Einigkeit, sobald ihr nur Echtes und Unvergängliches dargeboten wird, nicht sich stören lassend durch religionspartheiische Aufregungen und Aufreger unter den Gelehrten. Man erkennt daraus, daß die bisherigen Versuche protestantischer Dichter, deren Verfehltes — wie wir weiter unten sehen werden — Hegel nicht entgangen war, die Zeitgenossen nicht befriedigen konnte, sondern diese nach Besserem suchten. Und man erkennt letztlich daraus, daß, wird es ihnen endlich geboten, sie es nicht blos willig, nein, auch durstig und freudig aufnehmen, unbekümmert darüber, oder nicht sich abschrecken lassend dadurch, daß ein Patriarch=Erzbischof der Verfasser, vielmehr der übermenschlich begeisterte Sänger, gleichsam der ἱερὸς ἀοιδός ist, der endlich die epische Harfe wieder siegreich tönen läßt. Das Gebiet der Litteratur gewährte einen anderen Anblick, als der des Lebens. Der Grund mag mit darin liegen, daß das katholische Deutschland noch immer nicht solche durchaus katholischen Geist athmende Annalen der Litteratur besitzt, wie sich Frankreich, hauptsächlich aber Italien derselben erfreuet, und

die unerläßlich sind, wenn auch die Wissenschaft wiederum katholisch werden will, nachdem Kunst und Poesie wenigstens den Anfang gemacht hatten und mit Erfolg fortfahren, Organe des katholischen Glaubens und Geistes zu werden. Es zersplittern die katholisch-wissenschaftlichen Bestrebungen sich noch immer viel zu sehr, und es wird darin gefehlt, daß man sich nicht genugsam concentrirt, um Jahrbücher für katholische Wissenschaft liefern zu können, deren Inhalt viel zu sehr eingreift in alle Zweige und Fächer der Litteratur, als daß sie innerhalb des weitesten wissenschaftlichen Kreises ungelesen bleiben könnten. Zur Zeit, als unser Dichter auftrat, sah es freilich noch schlimmer aus; das rechte Organ, wie es eigentlich nöthig gewesen wäre, fehlte gänzlich. Die erste auf weitere Verbreitung zu rechnen befugte Stimme sprach in den damals noch nicht lange zu Wien gegründeten Jahrbüchern der Litteratur. Mit den in specielleren Kreisen verlautbarten besonderen Mittheilungen und Aeußerungen bekannt zu werden, fehlte mir die Gelegenheit. Nur daß der allgemeine Religions- und Kirchenfreund den katholischen Dichter keineswegs unbesprochen ließ, konnte mir unmöglich entgehen, da hier schon die besondere Bedeutsamkeit dieser Erscheinung gewürdigt ward, auch, als Eduard Söller seinen Commentar zu Pyrkers Werken **1840** herausgab, das benannte Blatt diese Schrift im Jahrgange **1841**, S. **XX.** zu besprechen nicht sich entzogen hat.

Um so merkwürdiger ist es, daß eine genügende Besprechung des Dichters die protestantische Litteratur, die doch sonst so sehr vollständig sein will, noch immer schuldig geblieben war. Es läßt sich nicht wohl entscheiden, ob Absicht zum Grunde lag oder jene Unkunde, die Folge des Vorurtheiles ist, daß ein Katholik, obenein ein Priester, unmöglich jetzt noch als Dichter hervorleuchten könne, und am wenigsten als epischer, weil jetzt ein Epos zu dichten den Unmöglichkeiten angehöre. Wenigstens muß es in der Geschichte der deutschen Litteratur und Aesthetik dreifach unterstrichen werden, hier aber ausdrücklich bemerkt, wie im Jahre 1838, wo Hegels Vorlesungen über Aesthetik durch H. Dr. Hotho heraus- und dem Drucke übergeben wurden, es noch in der deutschen Litteratur und an der

Universität zu Berlin ausgesehen hat, ja welche Finsterniß, wenigstens welches Vorurtheil dort herrschte.

Hegel behandelt das Epos mit besonderer Ausführlichkeit. Das ihm gewidmete Kapitel der Aesthetik gehört zu den vorzüglichern; denn es ist reich an eben so feinen als tiefsinnigen und treffenden Bemerkungen. Die neueren epischen Versuche des verlornen Paradieses, der Messiade, der Noachide bleiben nicht unbesprochen, erfahren vielmehr eine Kritik, die man nur unterschreiben kann, und die uns noch weiter beschäftigen soll. Aber Pyrker's ist gar nicht gedacht; nicht einmal der Tunisias, die doch längst erschienen war, und die, wie das Gedicht Rudolph von Habsburg, schon im Jahre 1824 die Aufmerksamkeit des bei der kaiserlich-russischen Gesandtschaft zu Paris angestellten Staatsraths, Freiherrn Merian-Falkach in einem hohen Grade erregte, indem er erklärte, seit Homeros sei kein epischer Dichter aufgestanden, der dem Sänger des Rudolph von Habsburg an die Seite gestellt werden könnte. Einen ähnlichen Ausspruch machte im Jahre 1826 die in Wien erscheinende Zeitschrift für Kunst und Litteratur u. s. w. bekannt. Auch hatte Söller, aufmerksam gemacht durch den Freiherrn von Falkach, eine Schrift über das Gedicht Rudolph von Habsburg bereits im Jahre 1827 zu Bamberg bei Dresch veröffentlicht; die Tunisias hatte mehrere Ausgaben erlebt und die Cotta'sche Buchhandlung fing an der Plan einer Herausgabe sämmtlicher Werke Pyrker's zu beschäftigen. Es hatten folglich deutsche Litteratur und Wissenschaft, namentlich aber Hegels Zuhörer, das volleste Recht zu der Forderung an den Lehrer, daß mit jener Erscheinung er sich hätte bekannt machen sollen. Des letzteren Verpflichtung war auch um so bindender, als jetzt sich nachweisen läßt, wie in solchem Falle die Behandlung des Epos in den Vorlesungen über Aesthetik von Grund aus eine andere hätte werden müssen. Hegel deducirt aus seiner Theorie des Epos die Unmöglichkeit, daß ein solches Werk sich abermals dichten lasse. Alle Bedingungen, auf denen eine Epopö beruhen müsse, werden durchgegangen, und die philosophische Kunsttheorie findet darin die Bestätigung für den obigen Ausspruch.

Einer ähnlichen, beinahe derselben Meinung ist ein Schüler je-

nes Philosophen, Hillebrand; doch wir verweilen bei der letzteren nicht länger, weil, auf die einzelnen Puncte kommend, wir die Hegel'sche Verwandtschaft im Kurzen werden anzeigen können. Wie weit man aber darin ging, einer Wiedergeburt des Epos das Todesurtheil zu sprechen, das zeigt sich auch an gewissen Bemühungen, den Hexameter als eine völlig undeutsche Versform zu proscribiren, was aber in dem kritischen Jahrbuche — Hermes 1826, S. 273 — schon widerlegt worden. Ein achtbarer Kunstrichter führt aus, daß die Grundform des Hexameter schon in unserer Sprache, wie sie der Mund aller Classen behandelt, tief genug enthalten sei, um ein unbewußtes Reden im Rhythmus des Hexameter zu vermitteln. Wir stimmen damit so sehr überein, daß wir es andern Ursachen beimessen, wenn die bisherigen Versuche nicht besser ausfielen. In den meisten derselben bemerkt man bald zu viel, bald zu wenig Kunstbemühung. Aber auch das Halten der rechten Mitte würde hier schwerlich allein befriedigen können; vielmehr muß im Dichter selbst ein lebendiger Tact für das wesentlich Eigenthümlichste des Sechsmessers walten, und in dessen Geist er sich hineingelebt haben. Auch dies ist dem Dichter unserer beiden Epopöen bisher wohl noch vorzugsweise gelungen.

Um so größerer Dank gebührt dem Unternehmen Franz Eduard Söller's, einen Commentar zu Pyrker's Werken in der Gestalt einer Blumenlese aus denselben zu geben. Der allgemeine Religions- und Kirchenfreund säumte auch nicht, wie gesagt, diese Schrift in dem oben angezeigten Blatte zu besprechen und zu würdigen, obwohl einige einzelne Wünsche wegen nicht vollkommen erledigter Anforderungen ausgedrückt werden mußten. Auch in protestantischen kritischen Blättern konnte man von dem an, hin und wieder nach und nach einer Anzeige von den Werken des Herrn Patriarchen Erzbischofs begegnen. Diese sämmtlichen Artikel haben es gemein und es charakterisirt sie gleichsam, daß sie unglaublich schwaches Interesse an Erscheinungen aussprachen, die, wie unser Versuch darthun soll, reichen Stoff zu den vielseitigsten und inhaltschwersten Erörterungen enthielten. Zu einer auffallenden Kürze gesellt sich eine seltsame Unsicherheit der Aeußerung und ein Vermeiden alles Eingehens in das In-

nere der Dichtungen, welches fast nach Verlegenheit aussieht. Wir fühlen uns daher besonders verpflichtet es anzuerkennen, daß W. Hebenstreit in seinem ästhetischen Lexicon mit dem Artikel Epos das Stillschweigen gebrochen, zuerst die Wahrheit gesagt und dabei doch Hegel, soviel es möglich war, geschont hat. Nachdem die von Hillebrand und Hegel an ein Epos gestellten Forderungen durchgegangen sind, und auf die, als unerfüllbare, hiermit aber auch auf ein Epos überhaupt, zu verzichten Hegel behauptet hat, heißt es: „sie seien bereits durch ein den Deutschen angehöriges Werk verwirklicht, in Rudolph von Habsburg nämlich, welches den geist- und kenntnißreichen Patriarchen, Erzbischof von Erlau, Johann Ladislav Pyrker zum Verfasser hat, leider aber Hegel unbekannt geblieben ist, weil er im entgegengesetzten Falle die Gegenwart (uns scheint dieser Ausdruck nicht richtig, weil das Hinderniß weder in der Gegenwart liegt, noch Hegel sie meint, sondern dieser das bekannte: einer Ilias post Homerum absolut machend, die absolute Unmöglichkeit eines künftigen Epos erklären will) nicht für ungeeignet gehalten haben würde, ein Epos im antiken Sinn (auch antik ist nicht der richtige Ausdruck; es müßte heißen: „ein Epos im echt-epischen Sinn, von wahrhaft epischer, d. h. weder lyrischer, noch dramatischer, sondern voll epischer Wesenheit zu singen, weil ein antikes Epos leidige Nachahmung wäre, wir also nicht ein antikes Epos postuliren dürfen, sondern ein classisches christliches Epos) ans Licht treten zu lassen."

Dies heißt: wahr und klar gesprochen. Aber was liegt, als gute Nutzanwendung, für Hegel darin? Er hatte unter allen Formen seines philosophischen Absolutismus die angeblich absolute Wahrheit ausgesprochen: „daß zur Hervorbringung eines absoluten Epos, d. h. eines allen epischen Grundforderungen und Grundbedingungen genügenden Epos, die christliche Aera unfähig und unvermögend geworden sei." Was aber geschieht? Pyrker greift in die epische Leier. Er singt zwei Heldengedichte und entfaltet mit ihnen eine poetische Schöpfung, deren allseitige Vollkommenheit alle Behauptungen einer philosophischen Aesthetik widerlegt, die zu den besseren neueren Werken dieser Art gehört. Wenn daher es in Kunst und Wissenschaft gleichfalls Redlichkeit und Wahrheitssinn geben muß,

auch, wie wir nicht bezweifeln dürfen, gewiß noch giebt: so wird bald genug laut ausgesprochen und laut anerkannt werden: daß der Patriarch Erzbischof an der Donau, in jeder Faser seines Wesens heiligen Sinn und demüthige Hingebung tragend, indem er sie seinem Gesange mittheilte, durch solche Thatsachen am besten einen Beweis der Möglichkeit gegeben habe, die Verirrungen einer Theorie aufzudecken, die hauptsächlich dadurch fehlt, daß sie den katholisch-christlichen Standpunct nicht zu gewinnen vermag, sondern dem katholischen Leben und Wesen nur im Einzelnen zuweilen eine gewisse Anerkennung zulächelt, nach welcher Kirche und Katholicität am wenigsten gelüstet.

Diese Richtung ist in aller deutschen Wissenschaft so vorherrschend geworden, sie verbreitet hier sich dadurch so sehr nach allen Seiten hin, weil sie einer philosophischen Strömung folgt, die doch einmal und vielleicht bald, ihren Wellenschlag wird ändern müssen, vielleicht gerade weil eine Poesie neuen Geistes ihr entgegentritt; daher auch bei der vorliegenden Veranlassung wir nicht gleichgültig bleiben gegen ein so merkwürdiges Zeitverhältniß.

Hegel's philosophisches System ist, in seinen meisten Theilen und Gliedern, mehr ein philosophisches Kunstwerk und eine philosophische Dichtung, als wahre Philosophie, dem Sinne nach, welchen andere Denker diesem Worte beilegen. Um dieses philosophische Kunstwerk und Gedicht zu Stande zu bringen, dient ihm als Zaubermittel hauptsächlich ein Gebrauch eigener Art, den er von der Operation des Negirens macht. Es besteht dies Negiren sehr oft, wie hoffentlich bald wird eingesehen werden, in einem bloßen willkührlichen Hinwegsehen von solchen Momenten, die, wollten sie sich in ihrer Positivität geltend machen, dem Systematisirenden die jedesmalige philosophische Composition zerrütten, ja zerstören würden. So sieht also unser Aesthetiker in seiner Theorie des Epos ganz ab vom Religiösen. Das ist die Quelle alles des Irrthümlichen, was sich in derselben mit dem Richtigen vermengt.

Vom Christlichen wollen mit Fleiß wir noch schweigen und uns beschränken auf jenes, was man unter dem Worte Religion zu verstehen pflegt. Auch darüber ist Hegel zu keiner recht vollkomme-

nen Einsicht und Erkenntniß gelangt. Auf jedem Blatte seiner Philosophie der Religion läßt sich ein Zeugniß davon lesen. Eben deshalb bringt er es als Aesthetiker zu keiner genügenden Vorstellung vom Wesen der Maschinerie, die bei dem epischen Gedicht ein so wichtiges, ja unerläßliches Moment bildet; ja sie bleibt ihm auch bei seiner Betrachtung des antiken Epos wenig mehr als Maschinenwesen, als jenes, was man, mißverstehend, den **Deus ex machina** genannt hat.

Es ist dem Aesthetiker an der Spree zum Beispiel ganz unmöglich, wenn Homer einen Priester einführt, diesen Priester sich als wahrhaften Priester zu denken, geschweige ihn so zu erfassen. Nämlich Hegel würde widersprechen, wollte man gegen ihn behaupten: der alte Dichter habe selbst einen Glauben an Priesterthum und seine Wichtigkeit, Glauben an priesterliche Functionen und deren Wirksamkeit gehegt. Seine Aesthetik verbirgt es uns nicht, daß, um von den Göttern selbst zu schweigen, Hegel das gelegentliche Eingreifen der Priester in die Handlung betrachtet als bloßes Hervortreten der epischen Maschinerie. Den sogenannten Maschinen selbst legt er gar keine Realität bei; sie sind ihm vielmehr ein dem Epos einmal nöthiges poetisches Bedürfniß. Der Dichter ist ihrer benöthigt, und weil er derselben benöthigt ist, macht er Gebrauch von ihnen. Er läßt sie eingreifen in die epische Handlung; nicht aber weil er an sie glaubt, nimmt er sie auf in den Gang der Begebenheiten und in die Entfaltung des epischen Liedes.

Ob Virgil nicht anders verfuhr als wirklich so wie Hegel den epischen Dichter und sein Thun oder seinen Glauben sich denkt, das mag unerörtert bleiben. Seit diesem Römer aber dürfte, Dante ausgenommen, es wohl der Fall gewesen sein. Dante, den wir deshalb noch nicht zum Epiker machen wollen, zeichnet sich dadurch aus, daß er hierin entschiedenst abweicht. Er ist der erste, und bis Pyrker, einzige Dichter, der zu seinem Dichten den Glauben mitbringt, dem das Wesentlichere der Epik Realität ist, Wesen und Wahrheit ist; der eben deshalb aber auch eine höhere Realität und Wahrheit kennt und hat, als jene blos poetische, in deren engen Grenzen Hegel so sehr befangen ist, daß, um nicht sich in dieser Befangenheit stö-

ren, nicht aus dem Schlaf wecken, nicht um den poetischen Traum bringen zu lassen, er der wahren, der positiven Religion den Rücken zuwendet und dafür die philosophische Terminologie des Negirens oder der Negation benutzt.

Eine Ausnahme macht der Sänger der göttlichen Komödie dadurch, daß er seinem Gedichte die Bedingungen des eigenen Lebens beilegt, dieses eigene Leben aber als das eines gläubigen Katholiken darstellt, der auf der Hälfte seiner Lebensbahn inne wird, sich verirrt zu haben. Es erklärt sich daraus nicht blos der Eingang einfacher, das Leben und die Person des Dichters zum Mittelpuncte nehmender Erzählung eines selbsterfahrenen Erlebnisses; sondern auch ein anderer Umstand, über den die Freunde des Italieners noch immer nicht recht sich vereinigen konnten: der Sinn und die Bedeutung der Worte „divina comedia“ nämlich. Der Grund liegt darin, daß das Begebniß sich auf die Person des Dichters beschränkt, für ihn aber kein tragisches, sondern ein sehr frohes ward. Aus diesem Grunde konnte das Werk weder für ein Epos gelten, noch für eine Tragödie; denn es war ein bloßes Individuum, an welchem in seinen Privatverhältnissen sich der Vorgang ereignete. Derselbe Vorgang gehörte insofern dem gewöhnlichen Leben an. Aber die Wirkung war, daß der Erdenbürger, in Folge einer religiösen Selbstbetrachtung, zu einer höheren und göttlichen Einsicht in die Verhältnisse der Welt und des menschlichen Lebens gelangte, die zwar den offenbarten Wahrheiten sich anschloß, aber nicht der positiven göttlichen Offenbarung selbst angehörte, nicht jene Wahrheit und Lehre war, die sich nur bei der Kirche befindet. Wenn daher auch der Inhalt des Gedichtes ein mystischer ist; so giebt er uns immer nur die Mystik des Denkers, oder des christlichen Philosophen, nicht aber die der Kirche, welche sich in der Theologie dieser Heiligen und Unmittelbaren als disciplina arcana befindet. Das Gedicht Dante's hat also zwar eine göttliche Richtung, vielleicht sogar einen göttlichen Inhalt; allein dieser Inhalt ist kein epischer; denn er ist dem Erdenbewohner in seiner Hütte, ist ihm im Bereiche seines natürlichen Daseins, sogar seiner zeitlichen und menschlichen Einsichten, geworden; trotz dem, daß die ganze Welt, ja Himmel und Erde umfaßt werden durch jenen poetischen Inhalt.

Verbinden wir diese Betrachtungen mit den vorläufig über die Bedingungen für das Epos gegebenen Andeutungen, dann wird der Behauptung unmöglich zu widersprechen sein, daß es ein wahres neueres Epos, welches nur ein christliches sein kann, noch keineswegs giebt. Wenigstens würden wir erwarten dürfen, daß uns ein solches Gedicht namhaft gemacht werde, fragen daher ohne weiteres nach seinen wahrhaften Erfordernissen. Diese ergeben sich aus der obigen Charakteristik der divina comedia sehr leicht. Sie sind aber himmelweit verschieden von denen, welche Hegel anzugeben weiß. Sie fordern nämlich einen Dichter, welcher den Glauben hat, also den christlichen. Diesen Glauben jedoch empfängt man nur in der Kirche und von der Kirche, schon dem römischen Katechismus nach: und eben deshalb, weil die Kirche denselben allein vermittelt, wird zugleich die priesterliche Vermittlung nur eben daselbst gewonnen.

Bis jetzt ist es noch stehende Meinung bei den Aesthetikern: daß, gleichwie die poetische Realität eine andere sei wie die wirkliche und weit mehr noch die religiöse; so sei auch der poetische Glaube ein anderer als der religiöse, namentlich der christlich-kirchliche. Daher verliert, in gewissem Sinne, der Dichter, als Poet, wenn er auch sonst ein Christ wäre, macht er zum Erforderniß der epischen Poesie die poetische Realität und den poetischen Glauben, den Glauben an die christlich-kirchliche Realität. Hegel macht dies recht sichtbar, wenn er das homerische Epos die epische Bibel nennt, die nicht nochmals könne abgefaßt werden, was doch arges Stillstehn, großer Stabilismus ist. Uns aber beginnt hiermit das Morgenroth der Wahrheit aus einer Betrachtung der Pyrker'schen Werke, nachdem diese vorausgegangen sind, aufzudämmern! Es kann der poetische Glaube mit dem kirchlich-christlichen sich wahrhaft vereinen, aber nur in einem Priester, nur in einem Priester, der Priester und Dichter zugleich ist. Wenigstens muß diese Bedingung sich erst vorher einmal analysirt haben, bevor die Grundlage zur weiteren Fortbildung der christlichen Epik in jener ersten wahren und echten Manifestation derselben gewonnen ist. Dies giebt eine ganz neue Serie von Forderungen als jene, die Hegel aufgestellt und in der Vieles richtig erscheint. Das Richtige derselben wird sich aber auch mit den Ansprachen der

ersten religiösen Reihe in Verbindung bringen lassen. Dies eben wollen wir nachweisen, und dabei durch eine Betrachtung des Ganzen der Pyrker'schen Epen, so wie einzelner Perikopen daraus zeigen, wie dieser Dichter allen begründeten Forderungen Hegel's entsprochen, zugleich aber noch vielen anderen, höheren Bedingungen genügt hat.

II.

Richtiges und Verfehltes in Hegel's Theorie des Epos.

Zu der in der Vorrede und Einleitung angezeigten Absicht bei dem gegenwärtigen Versuche gehört es nicht, einzelne Schönheiten in den Werken des deutschen Dichters zu zergliedern und zu dem Ende aus den verschiedenen Gesängen die schönsten Partien oder Stellen hervorzuheben, um aufmerksam zu machen auf Trefflichkeiten, die der Leser wohl schon von selbst gesehen oder empfunden hat. Eben so wenig wollen wir entwickelnd zeigen, wie dadurch zwei vollkommene Heldengedichte geschaffen worden sind, daß allen den Regeln Genüge geschehen ist, die seit Aristoteles und Horatius wegen des Epos zur Anerkennung gelangten. Dies alles wird sich von selbst aus der Betrachtung der ungleich größeren Eigenschaften ergeben, welche demjenigen Leser, der sie einmal angefangen hat zu erblicken, an jene Dichtungen so innig und so wunderbar geheimnißvoll fesseln. Lassen sie doch die schönsten Hoffnungen für die Zukunft der Poesie blühen. Ihr jetziger Zustand in den meisten Ländern hat den Kritikern Veranlassung gegeben, das nahe Verscheiden derselben anzukünden und den Rath zu geben, sie möge nur selbst recht bald ihren Schwanengesang anstimmen.

Ob es wirklich dazu kommen werde, dies darf wohl problematisch erscheinen. Denn die Philosophie des Tages — und die herrschende Philosophie ist wirklich, obwohl sie es nicht merkt, eine blos ephemere geworden — hat, nicht ganz geistlos, oft sogar nicht ganz unwahr, in den poetischen Productionen der Gegenwart fiebrische Zustände erblickt

und diese für Symptome eines abzehrenden Fiebers erklärt. Im Besitz eines ganz neuen philosophischen Arcanum, des Negirens, und geneigt von diesem so viel Gebrauch zu machen als irgend möglich ist, beweiset sie, mit der Philosophie, der Poesie: daß diese bald einige ihrer besten Fahrzeuge, namentlich das der Epik, diesen großen Dreimaster, werde abtakeln müssen und sich zurückziehen auf die Fregatten und Feluken der Dramatik und Lyrik.

In dieser theoretischen Demonstration des Todes der Epik durch das Christenthum steht Hegel obenan. Mit der Thür in das Haus zu fallen hütet er sich freilich. Deshalb flüchtet er zur Auskunft der Negation; und er verfährt dabei, obwohl nicht echt philosophisch, doch wenigstens überlegsam, wenn er, nicht das Epos und dessen Möglichkeit, sondern die Bedingungen seiner Möglichkeit leugnet. Schon die Aeneis leistet dazu ihm treffliche Dienste, weil sie viel zu erkünstelt sein soll. Aber für bloßes Machwerk erklärt er (Aesth. III., 372) Milton's, Bodmer's, Klopstock's und Voltaire's Versuche, weil sie — sehr richtig gesehen — nicht Wirkliches bringen, sondern nur Reflexionen des Dichters. Klopstock zeigt ihm, halb und verstümmelt, Gott den Vater, die Geschichte Christi, Erzväter, Engel u. s. f. hier, des achtzehnten Jahrhunderts deutsche, mit Wolffscher Metaphysik versetzte Bildung dort, ist aber gerecht genug zu erklären, daß der Inhalt Schwierigkeit gebe. Gott Vater, Himmel, himmlische Heerschaaren lassen sich nicht so leicht individualisiren als Homer's Götter. So stürzt Klopstock in eine bodenlose Welt, die er mit dem Glanze einer weitschweifigen Phantasie — wir wiederholen nur Hegel — ausstattet, doch von uns verlangt, daß wir alles, was er ernsthaft meint, nun auch ernsthaft aufnehmen sollen. Dies ist besonders bei seinen Engeln und Teufeln schlimm. Etwas Gehaltvolles und individuell Einheimisches haben dergleichen Fictionen noch, wenn, wie bei den homerischen Göttern, der Stoff ihrer Handlungen im menschlichen Gemüthe, oder in einer sonstigen Realität gegründet ist, wenn sie, z. B., als die eigenen Genien und Schutzengel bestimmter Menschen, als Patrone einer Stadt u. s. w. Werth erhalten; außerhalb solcher concreten Bedeutung aber geben sie sich um so mehr als eine bloße Leerheit der Einbildung, je mehr ihnen eine ernsthafte Existenz

zugeschrieben wird. Abbadona z. B. der reuige Teufel (Messias Ges. 11., V. 627—850) hat weder irgend einen rechten allegorischen Sinn; — denn in dieser fixirten Abstraction, dem Teufel, ist eben keine solche Inconsequenz des Lasters, das sich zur Tugend umkehrt, — noch ist solche Gestalt etwas in sich wirklich Concretes. Wäre Abbadona ein Mensch, so würde die Hinwendung zu Gott gerechtfertigt erscheinen, bei dem Bösen für sich aber, das nicht ein einzelnes menschliches Böses ist, bleibt sie eine nur gefühlvolle moralische Trivialität. Von derselben poetischen Realitätslosigkeit ist bei Klopstock auch die Auferstehungsfreude der schon zu Gott versammelten Seelen Adam's, Noah's, Sem's, Japhet's u. s. w. die im elften Gesange der Messiade auf Gabriel's Gebot ihre Gräber wieder besuchen. Das ist nichts Vernünftiges und in sich Haltbares, die Seelen haben im Anschauen Gottes gelebt, sehen nun die Erde, aber gelangen zu keinem neuen Verhältniß; daß sie dem Menschen erscheinen, wäre noch das Beste, zu dem es kommen könnte, aber auch dies geschieht nicht einmal. Es fehlt hier zwar nicht an schönen Empfindungen, lieblichen Situationen, und besonders ist der Moment, in welchem die Seele sich wieder verleiblicht, von anziehender Schilderung, aber der Inhalt bleibt für uns eine Dichtung, an die wir nicht glauben. ——— Mars, Apollo, Krieg u. s. f., diese Mächte sind weder ihrem Gehalt nach blos Erdichtetes, wie die Engel (?), noch blos historische Personen von historischem Fond, wie die Erzväter, sondern es sind bleibende Gewalten, deren Form und Erscheinung nur poetisch gemacht ist. In der Messiade aber, so viel Vortreffliches sie auch enthält, — ein reines Gemüth und glänzende Einbildungskraft — kommt doch gerade durch die Art der Phantasie viel Hohles, abstract Verständiges und zu einem beabsichtigten Gebrauche Herbeigeholtes herein, das bei der Gebrochenheit des Inhalts und der Vorstellungsweise desselben das ganze Gedicht nur zu bald zu etwas Vergangenem gemacht hat."

Alle diese Bemerkungen sind von hohem Werth! Sie verrathen den philosophischen Kunstkenner, den echten Aesthetiker. Vielleicht hindert aber die philosophische Ausdrucksweise, in der sie mitgetheilt sind, das durchgängige Verständniß derselben. Deshalb erlauben

wir uns Zusätze, die das Eingeschaltete theils mehr verdeutlichen, theils noch erweitern sollen.

Hegel vermißt an der Messiade jene poetische Realität, bei der aller Widerspruch schwindet und trifft überall auf diesen und auf Machwerk. Aber verräth denn nicht beides schon der erste Vers in dem Anrufen der Muse, die dem Dichter der sündigen Menschen Erlösung ansagen soll? Hiermit wird die Thatsache des Sündenfalles, die, obwohl Thatsache, doch Mysterium für die ist, welche jener Thatsache unterlagen, deshalb aber ihre eigentlichen Bedingungen nicht ferner fassen können. Von diesem Mysterium wußte wohl Niemand weniger als die Muse. Darin lag eine unüberwindliche Schwierigkeit. Denn wir werden nachweisen, wie es zu den Bedingungen des Epos gehört, daß Ursprung oder Quelle des Heldenliedes angegeben, nämlich es ausgesprochen wird: ob Redender blos der einsame Dichter sei, der eine poetisirte Erzählung giebt, oder ob es ein höherer heiliger Mitwisser verborgener oder verdunkelter Facten ist, welcher dem Dichter das innere Geheimniß ihres Herganges mittheilt, gleichsam solches Geheimniß ihm anvertraut. Wir werden darüber, tiefer unten, mehr sagen und loben Klopstock darin, daß er der sündigen Menschen Erlösung nicht aus sich selbst, als noch Unerlöster, sondern als, von einem höheren, des Gegenstandes mehr kundigen Wesen Inspirirter singen wollte. Wer ließ sich da wohl anrufen? — Gewiß die Muse am allerwenigsten. Aber auch weder Moses, noch David, noch irgend einer der Propheten. Denn erst durch Christus ist die Erlösung, wo nicht absolut realisirt, doch theilweis oder relativ heute schon realisirt, für die Zukunft aber vermöglicht, also die absolute Realisirung hinausgeschoben worden bis zur συντελεία τῶν αἰώνων. Wer war als der den Dichter Inspirirende, d. h. jenem das Ereigniß in seinem geistigen Zusammenhange Revelirende anzurufen? Niemand! Schon der Herr, als er noch auf Erden in Menschengestalt wandelte, fand Widerspruch. Und als Er gar noch erst das Werk einem Stellvertreter auf Erden übertragen mußte, erhob sich schroffer Widerspruch, in Folge dessen für den Sänger der Erlösung die Persönlichkeit fehlte, welche als die authentisch inspirirende hätte können angerufen werden. Klopstock durfte eher den Vater an-

rufen als die Muse. Sogar Homer implorirte nur in der Odyssee die Muse, die ihm erzählen soll. In der Ilias fleht er zur Gottheit: sie selbst möge singen — nicht ihm, dem Homeros, nein allen Zeiten — die bitteren Wirkungen der zornigen Unbeugsamkeit des Peliden für das an sich Rechte singen. Klopstock muß diese Bedrängniß gefühlt haben. Aber indem er sich derselben durch den Anruf der Muse entzog, legte er an den Tag: wie wenig er mit sich selbst im Klaren war. Und darin liegt es, daß sein Epos es durchaus nicht, was Hegel sehr richtig gesehen hat, zu jener poetischen Realität bringen konnte, mit der sich kein Widerspruch verträgt. Aber eben zur poetischen Realität gelangt die Messiade nicht, weil ihre Grundlage jener Widerspruch ist, den der erste Vers schon andeutet und der überall in jeder Partie des Gedichtes wieder auftaucht.

Wie glücklich diesen Mißständen der katholische Epiker entgangen ist, nicht blos durch den ersten Vers, welcher das Gedicht eröffnet und einleitet, sondern auch durch den glücklichen Uebergang, der mit dem fünften Verse eintritt, ja durch die ganze Anordnung des ersten Gesanges; dies Alles fordert einen Nachweis, der hier schon keine unangemessene Stelle finden würde, besser aber doch da eintritt, wo wir bezwecken in historischen Momenten, im geschichtlichen Gange, welchen die neuere Poesie und ihre Entwicklung genommen hat, die Hindernisse aufzusuchen, welche sich der Vollendung des epischen Gedichtes entgegenstellten, und wobei die einzelnen Trefflichkeiten unserer Dichtung, zum Theile bei den einzelnen Stellen sich werden nachweisen lassen. Denn aus dem Zusammentreffen historischer Verhältnisse erklärt sich uns die Thatsache, daß gerade Deutschland am wenigsten mit einem Epos beschenkt werden konnte. Nicht aus den theoretischen Puncten, in welchen Hegel die hindernden Ursachen findet, sondern anders woher finden wir es. Da wir uns aber einmal bei derselben, namentlich bei dem Aesthetiker zu Berlin und seiner viel Treffendes enthaltenden Theorie befinden; so bleiben wir, um die Gegenstände und Erörterung nicht über Gebühr auseinander zu reißen, jetzt bei jener Theorie stehen, und wir werden in Betrachtung nehmen, wie die einzelnen Sätze und Forderungen derselben sich

zu den vorliegenden poetischen Leistungen verhalten, d. h. welchergestalt denselben genügt auch aus diesem Standpuncte ist.

Als Hauptererforderniß wird geltend gemacht: der ästhetische Grundcharakter einer geschichtlichen Handlung, deren Thatsächliches, Interesse und Richtung sich über die engere Individualität im Drama erheben müssen, damit die Idee einer höheren Weltregierung nicht beschränkt werde, welcher das Wirken der Einzelnen untergeordnet ist, und deren Manifestation durch die sogenannte Maschinerie bewirkt wird, d. i. Einführung bestimmter übermenschlicher Wesen, als Personen, um die Beglaubigung des Ungewöhnlichen durch das Wunderbare zu vermitteln.

Ehe wir noch diesen letzteren Gegenstand, die Maschinerie, erörtern, können wir nicht unbemerkt lassen, welchergestalt die Tunisias, die, um nicht zu verwirren, Hauptgegenstand der Betrachtung bleiben muß, noch ungleich mehr leistet als der Aesthetiker beantragt. Wäre der Dichter diesem letzteren gefolgt; so fragt sich, ob seine Maschinerie, worin er so ungemein glücklich ist, nicht doch als ein Gemachtes erscheinen würde, an welchem der Leser die poetische Realität vermißt. Denn mehr nicht als diese verlangt Hegel, während Pyrker ungleich Höheres gewährt, etwas gewährt, das dem antiken Epos mangelt und somit der Möglichkeit, daß das christliche Epos das antike noch weit übertreffen könne, auch die Ursachen anzeigt, welche diese schöne Hoffnung begründeten. Es ist bedeutsam, wenn Hegel in den homerischen Göttern immer nur Fictionen erblicken kann, die ihre Realität entweder im menschlichen Gemüthe, oder in gewissen Beziehungen, als Schutzengel, Patrone u. s. w. besitzen müssen. Es ist dies aber nur halbwahr. Für die damalige Welt fehlte den homerischen Göttern die höhere Realität keineswegs; nur für uns können sie solche nicht gewinnen, sondern es blos bis zur poetischen Realität bringen. An dieser müssen wir uns genügen lassen und auf jene höhere vollere Realität verzichten, die nicht blos in die Phantasie eintritt, sondern mit der auch der Glaube sich verbindet. Hierdurch hat sich uns auch schon die Hauptfrage dargeboten, von der alle übrigen, das neue Epos betreffenden, abhangen. Jetzt befriedigt uns nur das homerische Heldengedicht, weil es allein die poetische Realität

hat für uns. Soll es dabei verbleiben? Soll uns eine Epik völlig versagt und unmöglich gemacht sein, weil wir nicht einmal die Bedingungen theilen, deren es bedarf, um ihr die poetische Realität, d. h. Wahrscheinlichkeit, zu geben, von der höheren wirklichen nur im lichten Elemente der Poesie hervortretenden Wahrheit folglich gar keine Rede sein kann? Wir bekennen gern, daß es bisher so war; allein wir sind durch den katholischen Dichter in den Stand gesetzt worden, uns eines besseren zu belehren und die Einsicht zu gewinnen: wie das Hinderniß blos darin liegt, daß, namentlich in Deutschland, noch kein Dichter das Wesen der katholischen Poesie in seiner wahren Beschaffenheit und Tiefe so erfaßt hat, wie unser priesterlicher Sänger, der in der s. g. Maschinerie ungleich mehr leistet als Hegel für möglich hält und deshalb fordert.

Diesem Aesthetiker soll jene Maschinerie blos dienen, um die Idee einer höheren Weltordnung zur poetischen Realität zu machen. Allein damit wird nicht das wahre Wesen jener Weltordnung als ein ewiger Grund des Lebens dergestalt gewonnen, daß wir an dasselbe als solchen glauben könnten. Deshalb daher tritt in der Tunistas diejenige Partie, oder derjenige Moment hervor, welcher den Glauben an die höhere Weltordnung zu einem lebendigen Glauben macht; dies ist das Abendgebet des Kaisers im Dom zu Madrid, dem dann erst das Eingreifen der Maschinerie nachfolgt; aber auch nur, nachdem zuvor die Stunde der Weihe das Eintreten derselben vermöglicht und zur Wahrheit erhoben hat. Das Thatsächliche muß natürlich vorantreten. Dies liegt im Wesen des Epos, ja schon in dem eben ausgesprochenen Worte. Also eine Botschaft und ein Anruf der kaiserlichen Hülfe leiten dasselbe ein; nun entschließt Carl sich zum persönlichen Handeln, dem er aber das Gebet um höheren Beistand voransendet. Hier ist alles vollkommen und durchaus episch; namentlich dieses, daß nicht die That vorangestellt wird, was schon mehr dramatisch wäre, sondern daß ein Ereigniß, ein geschichtlicher Vorgang bereits vorlag. Eine unverkennbare Analogie zum Eingange der Ilias spricht sich darin aus, die aber nicht bewußte Nachahmung sein kann, sondern sich gewiß von selbst und absichtslos ergeben hat und ergeben mußte. Es ist im Grunde die nämliche Anordnung, nur

sachgemäs modificirt. Bei Homer soll die Göttin singen. Es ist also durchaus entsprechend, wenn der Dichter V. 7. die Frage an sie richtet: wer Agamemnon und Atreus zum Hader aufgereizt habe? — Dann aber die Antwort lautet: „Leto's Sohn und des Zeus," — nämlich Apollon. Hiermit ist das Einwirken der Götter, unsere sogenannte Maschinerie, ausgesprochen. Aber — dies ist dem neueren Aesthetiker gewiß entgangen — damit wäre wenig erreicht worden und gewiß der Glaube an die höhere Weltregierung ausgeblieben, wenn nicht bald darauf der Priester Apoll's den Gott mit den Worten angerufen hätte:

„Höre mich Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst, u. s. f."

Man kann die Tunisias von Vers zu Vers verfolgen, und man findet, nicht die nämliche, aber die der nämlichen Nothwendigkeit und Angemessenheit entsprechende Anordnung. Bei der Tunisias lag, wie oben gezeigt wurde, die Schwierigkeit darin, daß das höhere wahrhaft seiende Wesen gänzlich fehlte, welches mit gläubiger Hoffnung auf wirklichen Effect hätte können angerufen werden. Denn mit der leeren Spielerei der Einbildung einer hier ohnehin zweckwidrigen Muse, wie Klopstock gethan, konnte Pyrker unmöglich hervortreten. Er mußte vielmehr, was ihn über alle deutsche Dichter erhebt, hier endlich durchdringen bis zur klaren Erkenntniß des allein richtigen Sachverhältnisses, wovon Goethe allein ein ungetrübtes Vorgefühl gewonnen hatte. Die Achilleis, mit der er nicht fertig werden konnte, läßt den Anruf ganz weg und beginnt mit den Worten: „Noch einmal entbrannte die Lohe u. s. f." In Hermann und Dorothea bekömmt jeder Gesang den Namen einer Muse zur Ueberschrift, das Gedicht selbst aber beginnt gleichfalls mit einer Frage. Dabei konnte Pyrker sich nicht begnügen, der wohl einsah, daß in solcher Weise kein Heldengedicht zu Stande kommen konnte, sondern es bei einer poetisch eingekleideten Geschichte geblieben wäre, nicht unähnlich dem jetzigen historischen Roman. Die Poesie mußte folglich als höheres Wesen geltend gemacht werden, wie sie als solches sich auch wirklich oft documentirt, z. B. in den Psalmen und in anderen heiligen Schriften, die sie uns erhärten als ein im Strome des Gesanges sich kund gebendes, den Höchsten verkündendes göttliches Wesen. Daher

beginnen beide Epopöen, Tunisias und Rudolphias, mit den Worten: „Tön' o Heldengesang." Aber dies wäre wiederum eitel geblieben, hätte der Dichter unausgesprochen gelassen, in welcher Weise die Gewährung oder Erfüllung eingetreten. Er mußte die Wirkung an sich selbst empfinden und es dem Liede anvertrauen, wie dies geschehen war. Dies geschieht durch eine Frage, entweder an den Urheber des Zustandes der höheren dichterischen Erleuchtung, oder nach der inneren Bewandtniß, die es mit dem Anbeginn der Ereignisse gehabt. In der Tunisias stehet der Heros mit seinem göttlichen Siege obenan, und der Kampf selbst, die Fehde und der Zwist treten zurück. Darum heißt es in der Tunisias:

„Haben Unsterbliche jetzt, in der Stunde der Weihe, vor allen
Mir das Auge berührt?"

In der Rudolphias, wie wir zur Abkürzung sprechen zu dürfen bitten, tritt der Kampf der Nationalitäten als Hauptmoment hervor. Daher lautet die Frage hier:

„Wer empörte sofort, nach jüngst errungenem Frieden,
Wieder die Fehd' und das Grau'n der menschenvertilgenden Feldschlacht?
Ein unseliger Geist, Drahomira."

Wir bemerken dabei, daß in der Ilias Troja und Achaja, Dardaner und Danaer, sich beinahe eben so zu einander verhalten wie in der Rudolphias Böhmen und Deutschland, Slaven und Germanen, folglich in beiden Dichtungen die Frage nach dem Erreger des Haders gleich sehr sachgemäs und die richtige ist. Und wenn Pyrker sie in jedem der beiden Gedichte anders gestaltet; so zeugt dies von der großen Klarheit, mit welcher dieser Dichter seinen Stoff jedesmal durchschauet hat, und in welchem Grade er dessen mächtig geworden. Dabei mag denn, zum Beweise wie wenig dem Vorurtheile oder leidenschaftlicher Einseitigkeit eingeräumt wird, hier eine Erinnerung an einen Dichter eintreten, den wir nicht besonders lieben. Das Gedicht Oberon konnte nicht treffender und schöner eingeleitet werden als durch die Worte:

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!
Ha, wie um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band u. s. f."

Es ist damit für jenes romantische Epos ganz das nämliche geleistet, was die obigen Betrachtungen als hohe poetische Vollkommenheit erkennen mußten. Wir aber brechen hier ab und werden des eigentlichen Gegenstandes, der Maschinerie Besprechung in Verbindung setzen mit der besonderen Betrachtung des Inhalts der einzelnen Gesänge.

Das zweite was der Aesthetiker betrachtet, ist die Geschichtsfabel. Der Stoff soll nämlich von der Geschichte wirklich gegeben nur nicht in seiner geschichtlichen Wirklichkeit abgeschlossen sein, sondern seiner inneren Natur nach durch großartige Idealisirung eine epische Behandlung gestatten; und dabei giebt Hegel im Allgemeinen den Conflict des Kriegszustandes als die dem Epos gemäßeste Situation an. Wir vermissen aber an dieser Forderung die gehörige Klarheit. Das Ganze der Geschichte ist allerdings nicht abgeschlossen; aber jede einzelne Begebenheit hat einen Moment, hat einen Zeitpunct, mit dessen Eintritt sie auch ihren Abschluß erreicht hat. So der Kampf zwischen Rudolph und Otgar mit der Besiegung und dem Tode des letzteren, in Verbindung damit, daß der Kaiser Ladislav und Wenzel an Sohnes Statt annimmt. Daß in jeder solcher zum Schlusse gelangten Begebenheit wieder die Anlässe zu neuen lagen, welche letztere als Folgen zu betrachten sind; das ändert in der Hauptsache so wenig wie der Umstand, daß der innerste, lückenlose Zusammenhang mit der Kenntniß aller wirksam gewesenen wahren Motive selten gewonnen ist, sondern fortwährend vervollständigt werden kann und ergänzt sein will. Damit ist denn das Unabgeschlossene lediglich unsere Einsicht und Kenntniß, nicht aber der, einen namhaften Zeitraum erfüllende Umfang und Theil der Begebenheit selbst. Es sind jedoch die Motive und geheimen Agentien bei jedem Ereignisse verschiedenartig; manche nämlich blos materieller, aus zeitlich sinnlichen Verhältnissen hervorgehender Beschaffenheit, die man äußere nennt, und die sich deshalb auch äußerlich sichtbar machen. Andere aber sind unsichtbaren Charakters, und gehören dadurch dem unsichtbaren Reiche an, welches deshalb noch nicht immer das Geisterreich zu sein braucht, weil auch viel Materielles sich der Sichtbarkeit entzieht. Aber hier ist es möglich, daß einzelne Beschaffen-

heiten desselben von dem Sensorium einzelner Individuen und durch dasselbe besser erkannt werden, als von den anderen Menschen, die deshalb sich auf Vermuthungen beschränken müssen, welche letzteren dann aber wieder bald vernünftgemäßer, bald vernunftwidriger, bald richtiger, bald falscher vermuthen, und es giebt einzelne Menschen, die in dem einen oder in dem anderen Wege eine Kenntniß gewinnen, welche weiter dringt, ja die hinanreicht bis an das Reich der Geister und wohl gar mit diesen Geistern in Berührung setzt. Bei Dichtern kann dies sehr wohl der Fall werden. Und wenn einer derselben von einem großen und bedeutsamen Ereignisse eine Einsicht gewonnen hat, die mehr oder weniger wohl nur in Folge einer innigeren Vertrautheit mit dem Reiche der Geister oder durch ein gewisses Heimischsein im Reiche des Unsichtbaren erlangt werden kann; so wird dieser Poet vorzugsweise seines Berufes zum epischen Sänger inne werden.

In diesen Ausdruck gebracht, wäre die Forderung des jüngsten Aesthetikers eine richtige gewesen. Um so weniger hätten derselben dann die neueren angeblichen Epiker, vollkommen jedoch die beiden Epopöen des katholischen Dichters entsprochen. Man kann wohl nicht weniger den Verlust des Paradieses als Thatsache bezweifeln, wie der Verfasser dieser Zeilen, der vielleicht im Stande sein wird, einige zum Factischen gehörige Momente darüber der Prüfung vorzulegen. Aber als geschichtliche Wirklichkeit liegt dies Ereigniß noch dergestalt im Dunkeln, daß die Kirche mit tiefer Weisheit ihre Betrachtungen weniger auf die Möglichkeit und die Bedingungen des Ereignisses, seinem epischen oder dramatischen Zusammenhange nach, als vielmehr auf das darin enthaltene Dogmatische heftet. Der berichteten Thatsache selbst wird Glauben geschenkt, nun aber erwogen und festgestellt, wie diese Thatsache aufzufassen und, wenn auch nicht zu begreifen, doch zu erfassen und verstehen oder zu deuten sei, damit es zum Einklange komme zwischen ihrem wesentlichen Inhalt und jedem diesen berührenden göttlichen Worte, es sei nun erhalten in den Schriften des alten oder in denen des neuen Bundes. Die Kirche, in ihrer katholischen Theologie, enucleirt also weniger die factischen Momente, welche zu diesem großen Ereignisse müssen ge-

hört haben, und die am Ende doch nur der Vergangenheit zufallen, als und viel sorgfältiger, das aus jener Thatsache sich für die Zukunft ergebende Resultat. Dieses Resultat ist aber noch nicht da, folglich nicht historischer Art, indem nämlich es sich erst zutragen soll. Wie weise entsprechend also, wenn die katholische Theologie ein Werdendes, ja ein Werdensollendes hat, und sich vergegenwärtigt, daß den heiligen Schriften die Anzeigen über die Grundconditionen wegen jenes Werdensollenden keineswegs fehlen, im Gegentheile sie vielfach gegeben sind. Befinden sich aber jene Grundconditionen in der heiligen Schrift angegeben; so ist freilich noch kein Gewordenes oder Geschehenes, folglich kein Historisches, sondern ein erst zu Erwartendes vorhanden, an dessen Zustandebringung der Mensch aber einen Antheil hat, oder wofür er eine Mitwirkung ausüben darf. Diese Mitwirkung muß eine dem Zwecke entsprechende sein; und darüber bedarf der Mensch der Belehrung, oder einer, in richtiger Sprechweise ausgedrückten, Lehre. Dies ist die katholische Dogmatik. Der Proceß, jene specielle Ausmittelung der Art und Weise, wie dasjenige Vergehen zu Stande gekommen ist, das dem Inquisitor oder Criminalisten Hauptsache wird, läßt sie liegen und fragt nur: wie fortan der Mensch leben solle, damit der Verlust des Paradieses könne aufgehoben werden. Die begründeten Erfordernisse, welchen zu dem Ende genügt werden muß, bilden nun den Inhalt der dem Historischen entsprechenden dogmatischen Wahrheit, also der Dogmatik; und sie begründen solchergestalt diese letztere.

Demnach unterschied hier schon die katholische Theologie und resignirte vorläufig auf die, jede Lücke hebende oder beseitigende Einsicht in den factischen Proceß, in das thatsächliche Procediren, damit nur die Erkenntniß darüber gerettet werde, durch welches Verfahren und durch welche Lebensweise das verlorene Paradies wieder zu gewinnen sei. Herrliche Theologie und Dogmatik! Welchergestalt das Paradies verloren ging, diese Frage steht ihr tief jener bedeutsameren nach, wie es wieder zu gewinnen sei. Da spricht nun die Kirche, mit ihrer Theologie und Dogmatik, aufrichtig und offenherzig: den Proceß des Verlustes kennen wir nicht vollständig; wohl aber die Bedingungen seiner Wiederaufhebung. Mit ihnen beschäf-

tigen wir uns, und sie sind es die wir lehren. Wozu folglich das Streben, die speciellen Conditionen verhüllter Vergangenheit und eines verschollenen Processes zu enucleiren? Sie werden zu ihrer Zeit, vielleicht wenn das menschliche Wesen schon vollkommener restituirt sein wird, sich von selbst mehr apert machen; jetzt wollen wir nicht uns dem thörichten Unternehmen hingeben, selbst den Schleier lüften zu können. Entsagen wir daher dem Unterfangen, die Thatsache des Paradiesesverlustes historisch analysiren und demonstriren zu können. Unser höherer Beruf ist der, die Bedingungen der Recuperation, in Einklang mit den Andeutungen der Schriften alten und neuen Bundes, zu erkennen und festzustellen. Danach wird uns die historische Wahrheit zur dogmatischen, indem wir gern bekennen, im Geflechte des Historischen nicht alle Fäden, und nicht jeden feinsten derselben, entdeckt und erkannt zu haben. Wir wollen den letzten geschichtlichen Aufschluß nicht vorläufig selbst geben, sondern wir wollen vielmehr ihn selbst erst erwarten. In solcher Weise resignirt sich sogar die tief eingeweihete Kirche.

Wie jedoch Englands vom Paradiese singender Dichter? — Welchergestalt liegt diesem ein Gegenstand vor, der ein geschichtlich gegebener heißen darf? — Wir fürchten, daß er mit einem großen Theile des Zeitalters in Widerspruch gerathen werde, dem der Verlust des Paradieses virtuell eine bloße Idee ist, eine Annahme, vielleicht eine Dichtung, der das historische Gewand lediglich umgeworfen worden oder angelegt ist. Aber dann wäre jene angebliche Epopö eine bloße Ausschmückung sehr bekannter biblischer Worte, nicht eine tiefere Erfassung des Thatsächlichen auf den Grund eines in dasselbe gethanen Blickes, sondern ein, bei Gelegenheit desselben entstandenes mit Gefühl und schönen Empfindungen versetztes oder gewürztes Phantasiespiel. Noch schlimmer aber sieht, so betrachtet, es mit der Messiade aus. Der Verlust des Paradieses hat doch zum Theil, hat allerdings noch insofern eine epische Seite, als der gläubige Christ, freilich nur dieser, jenen Verlust wie ein Geschehenes betrachtet und deshalb sein Historisches keinem Zweifel unterwirft. Allein die Erlösung vollbracht zu nennen, und sie als vollendete Thatsache singen zu wollen, das hat sehr bedenkliche Seiten. Nach

christlicher Lehre kann Christus keinen Falles uns Menschen bereits vollständig erlöset haben, sondern durch ihn, namentlich durch sein sühnendes Opfer, ist lediglich die mit dem Sündenfalle eingetretene Verhinderung zur Seligkeit aufgehoben worden, also die Möglichkeit wiedergewonnen, sich der Erlösung von dem Bösen theilhaft zu machen, wozu aber gewissen Bedingungen genügt werden muß. Dies alles ist noch nicht vollständig geschehen. Insofern hat die Messiade sich keinen historischen Gegenstand, sondern einen dogmatischen gewählt und hat diesen historisirt, was nur durch Fictionen geschehen konnte. Denn wenn Abbadona und andere gefallene Engel sich bekehren; so ist dieß bloße Erdichtung; ist sogar, wie Hegel sehr richtig bemerkt, eine sich selbst aufhebende und widersprechende Erdichtung. Hiermit liegt aber der Grundfehler der Messiade nicht einmal in dem, worin Hegel ihn setzt, sondern in Anderem, in einer Absicht und Anlage, die vorweg das Werk als Epos aufhebt, so daß die sogenannte Fabel nichts anderes ist, als das Gerüst und Fachwerk für eine, mit schönen Gefühlen und erhabnen Schilderungen sich verbindende Phantasie. Mit größerem Rechte könnte die Noachide für ein Epos gelten, weil hier das historische Moment schon entschiedener hervortritt. Allein theils ist die Dichtung zu sehr idyllisch gehalten und der Kampf so wie das Kriegerische fehlen z. B. ganz; auch sind der geschichtlichen Lücken zu viele, die mit der Phantasie müssen ausgefüllt werden. Von diesem allen zeigen das Gegentheil die Dichtungen Pyrker's, nicht blos, weil sie wirklich geschichtliche Grundlage haben, sondern auch, weil dies Geschichtliche mächtig eingreift in jenen Weltzustand, den Hegel den e p i s c h e n a l l g e m e i n e n nennt, zum Unterschiede von der individuellen epischen Handlung, welchen ersteren unter a die Aesthetik (Thl. III.) von S. 340 bis 355 abhandelt, während sie sich unter b mit dem letzteren von S. 355 bis 375 beschäftigt. Man wird nicht leicht dem, was der Philosoph dort für beide fordert, vollkommener entsprochen sehen, als durch Pyrker's beide Epopöen.

Es ist merkwürdig, wie Hebenstreit auf den Grund der Aesthetik Hegel's sich darüber ausdrückt. Der Weltzustand soll heroisch sein, d. h. die poetische Mitte halten zwischen barbarischer Wirklich-

keit, wenn nämlich schon Gesinnung und Sitte als Ordnung herrscht, und dem festgeordneten Familien- und Staatsleben. Auch das erfüllt der Katholische Epiker, ja er leistet sogar mehr. In der Tunisias tritt die barbarische Wirklichkeit als Folge der noch fehlenden wohlthätigen Einwirkungen des Christenthums hervor und ihr gegenüber nicht der unbestimmte Begriff von Gesinnung und Sitte als Ordnung, sondern der heilvolle Einfluß des durch das Medium der Kirche waltenden Christenthums. In der Rudolphias dagegen erscheint der Slavismus minder vollständig durchdrungen vom Christlichen als das germanische Leben. Dies bildet hier den Gegensatz, der ein durchaus allgemeiner ist, aber in Rudoph und Otgar sich lebendig individualisirt.

Die epische Charakteristik, als die dritte Forderung der Aesthetiker, wird uns weniger in Anspruch nehmen, indem für dieses Moment das Obige schon vorgearbeitet hat. Es soll nämlich irgend ein Hauptcharakter durch Würde und Größe hauptsächlich hervortreten, aber nicht dieser allein Würde und Größe haben, sondern auch noch andere. Wie dies der Fall in unseren Epopöen, namentlich der Tunisias ist, die wir immer nur als den allgemeineren Repräsentanten des Pyrkerschen Epos erwähnen, dies mag der besondere, in das Einzelne eingehende Bericht darlegen, der folgen soll.

Als viertes wird die epische Organisirung und Darstellung in der Aesthetik besprochen und im Ganzen richtig angesehen. Wir meinen, daß sie sich von selbst ergeben würde, sofern nur die beiden Haupt- oder Grundpunkte richtig erfaßt sind. Darin aber erhebt Pyrker sich über seine sämmtliche Vorgänger. Er leistet mithin etwas, wovon Hegel jede Anschauung abging, was auch Hebenstreit anerkennt, indem er zu verstehen giebt; jener, mit Pyrker's Heldengedichten bekannt, würde eine in vielen Puncten anders lautende Theorie des Epos aufgestellt haben. Mehr einzuräumen ist kaum möglich. Dabei giebt Hebenstreit einige Andeutungen, die Hegel nicht hat, dem für Musik nud Rhythmus der Sinn überhaupt fehlt und der nur die trivialen Ansichten übernimmt, die sich in den besseren Prosodieen und Grammatiken, z. B. der von Ferdinand Bernhardi, schon vorfinden. Er führt wenigstens Aristoteles an, der

den Hexameter dem Epos recht eigentlich zueignet. Aber aus welchem Grunde, oder in Folge welcher Nothwendigkeit? — Wir glauben beides erkannt zu haben. Wen es interessirt, den verweisen wir auf die Schrift Hegel und Günther S. 37 u. f. so wie auf das, was unsere Abhandlungen über Böttigers Amalthea in den Wiener Jahrbüchern über den Daktylus bei Gelegenheit der idäischen Daktylen enthalten. Wir scheiden hiermit von der theoretischen, oder philosophisch ästhetischen Betrachtung des Epos, um überzugehen erst auf das Historische, dann auf die besondere Charakteristik der Tunisias. Denn es dürfte nachgewiesen sein, daß die Unmöglichkeit eines nicht antiken Epos sich als eine aus der Theorie des Epos folgende Nothwendigkeit keinesweges erhärtet; es wird also geschichtlich zu untersuchen sein, worin die wahren Hinderungen gelegen haben.

III.

Historische Betrachtung der, dem neueren Epos ungünstigen Verhältnisse.

Die Aesthetiker fordern für die Möglichkeit des Epos das Vorhandensein solcher Bedingungen, die demselben die poetische Wahrheit vermitteln können, und sprechen diese Bedingungen der Neuzeit ab. Welchergestalt jenen Irrthum Pyrker durch seine Productionen widerlegt hat, ward vorläufig angedeutet und soll im nächstfolgenden Abschnitt näher erwiesen werden. Wenn wir daher noch kein wahrhaftes Epos nach Homer besitzen; so muß dies Gründe anderer Art haben. Vielleicht wäre überhaupt nicht nach der blos poetischen Wahrheit, sondern nach einer wesenhafteren zu streben. Diese kann entweder in dem Reiche der Natur, oder in dem des Geistes aufgesucht, oder für eine jene beiden Reiche verbindende genommen und so gewürdigt werden. Den Griechen hatte das, was Hegel poetische Wahrheit nennt, eine höhere und vollere Wirklichkeit; denn ein gewisser Glaube daran fehlte ihnen keineswegs. Dies galt aber nicht blos vom Epos, sondern auch vom Drama, weil dieses sich aus jenem entwickelt hatte, auch lange auf demselben zu beruhen fortfuhr. Bei dem Lyriker ergiebt sich die Wahrheit von selbst, denn er leiht seinen eigenen Empfindungen Stimme; und es kann nur selten der Fall werden, daß diese Gefühle, wenn sie zur Aeußerung kommen, nicht die Wahrheit haben sollten wirklich empfunden zu sein. Es gewinnt also Wahrscheinlich-

keit, daß Verirrungen statt gefunden haben, welche hauptsächlich in Deutschland der epischen Poesie ungünstig wirkten und vielleicht den ganzen Norden auf Abwege brachten.

Betrachten wir was in Deutschland aus früheren Zeiten vorliegt; so trat hier das Heldengedicht unter dreien Gestalten auf.

Die erste gab eine Volks- und Naturepopö, der das religiöse Element fehlte. Statt seiner waltete höchstens eine moralische Forderung oder Triebfeder. Aber es war eine Moral, die blos auf Werth und Würde der Volksthümlichkeit, oder auf eine anmuthige, reine, ja reinliche und an Schönheit grenzende Naturwüchsigkeit ging; alles verwerfend, was dieser nicht entsprach, aber ein jenseitiges höheres Positives ganz ignorirend, wo nicht ausschließend. Den Haupttypus dafür haben wir im Liede der Niebelungen. Die Religion schweigt ganz und die Tugend bestehet blos in der Uebereinstimmung mit einer wenig entarteten möglichst rein gebliebenen Naturgemäßheit und Volksbräuchlichkeit.

Als zweite Gestalt giebt sich das romantische Epos. Fehlt der Volksepik noch das Religiöse, namentlich das Positive der offenbarten christlichen Religion; so regt sich Beides schon im romantischen Heldenliede; christlicher Geist durchwehet leise das Ganze dieser Dichtung, die gleich der ersten eine bestimmte Farbe hat.

Mit der dritten sieht es weniger günstig aus. Jene beiden Gattungen, obwohl verschiedenartig, gingen doch, die eine wie die andere, aus dem Vollen und Ganzen hervor; Zwitterhaftigkeit ist nicht ihr Charakter. Das antike Epos konnte gar nicht zur Erscheinung kommen, ohne mit religiösen Momenten verbunden, wo nicht von ihnen getragen zu sein. Das von diesem sowohl wie von der romanischen Poesie sich unterscheidende nachchristliche Volksepos läßt Gottheit und Religion ganz außerhalb seines Gebietes. In der romantischen Epik treten beide als bewegende Kräfte abermals oben an. Taucht zwar auch ihr Wesen, wie alle romantische Poesie, sich überwiegend in das Element des Gefühlvollen und Reitzenden, dieses vorziehend dem edler Einfalt und reiner Naturunschuld — zwei Zierden, die den reineren Paganismus oft nicht wenig verschönern und seinen anziehendsten Schmuck bilden —; so sind jenes Gefühlvolle und

Reitzende doch mehrentheils in eine befriedigende Harmonie mit etwas Höherem gebracht, aus dem die Stimme des Glaubens und einer, wenn auch nicht geistigen, doch gläubigen Liebe spricht. Beide hat die Glaubenstrennung bitter beeinträchtigt. Sie entweichen der Poesie um so mehr, als jene Spaltung eindringt in das Leben. Weil der Norden sich ihr vorzugsweise öffnete, wohl sogar, bevor sie noch schadenstiftend hervortrat, den Saamen zu derselben in den Acker des christlichen Lebens gestreuet hat; so darf es nicht befremden, wenn, je weiter man nach Norden gelangt, die Poesie sich verunstaltet, das Erquickende verliert, dafür starr, fieberhaft und schauererregend wird, es höchstens dahin bringend, daß, statt der Sonnenwärme, ein kalter, heller, zauberhafter Mondstrahl in das mit Schnee oder mit Nebel bedeckte Gefelse dringt. Eine solche Region ist dann freilich nichts weniger als die Heimath für Epik, die, richtig erfaßt, noch mehr religiösen Charakters ist, wie die echte Dramatik, welche zu Athen blühte. Es begreift sich nichts vielleicht so sehr und läßt sich in seinen geheimsten innersten Gründen darthun und erweisen, als daß mit dem Protestantismus das Bedürfniß zum Epischen und das Verlangen danach absterben muß; wenn nicht gar mit dem Protestantismus eine antiepische Tendenz verbunden wäre, welche edle Dichter, wie Milton, Klopstock und Andere zu überwinden sich beflissen ohne zum Siege zu gelangen; denn ein wahres Epos hervorzubringen ist dem Protestanten versagt, ist ihm eine Unmöglichkeit. Vielleicht hätte, nachdem in der protestantischen Region das Bedürfniß zum epischen Gesange gleichsam abgestorben war, man diesen letzteren ganz aufgeben und nicht sich quälen sollen mit den eitelen Versuchen ein episches Gedicht zu componiren, geschweige zu schaffen. — Allein der Mensch ist nachahmendes Wesen auch in der Kunst, und hier oft in ungehöriger Weise. Wir meinen nicht jene reichbesprochene μίμησις des Aristoteles, der so viele Erklärungsversuche geworden sind, die aber eine vollkommen befriedigende Deutung noch erwarten soll; sondern wir meinen jene falsche, die darin bestehet, daß man einzelne Gattungen oder Dichtarten für einen anderen als ihren ursprünglichen sachgemäßen Zweck zu benutzen versucht, was sodann zu einer falschen Anwendung führt,

die aber gleichfalls eine nachahmende, nämlich eine falsch nachahmende wird. Die romantische Poesie muß sich oft eine solche nennen lassen, wie sie denn in neuester Zeit besonders laut sprechende Gegner hat auftreten sehen, die sie gänzlich verwerfen möchten. Der Vorwurf der Nachahmung trifft sie jedoch nur im geringen Maaße. Sie nahm fremde Elemente, zum Theil Elemente, die früheren Zeiten angehörten, auf und verschmolz Antikes, vielmehr Classisches, mit katholisch-Christlichem in beinahe gleicher Weise, wie nach einer obigen Bemerkung die romanische Sprache zwei verschiedenartige Idiome verbindet. Dabei ging nicht alle Originalität verloren; vielmehr goß die Erhabenheit des Christenthums und der in ihr wehende Hauch einer gläubigen Liebe einen Duft von Anmuth ja Schönheit darüber aus, daß Europa's katholischer Süden eine Art christlicher Epik gewann, die früher ausgebildet ward als das Drama und wohl nicht aufhören wird sich einen würdigen Platz im Felde oder Garten der Poesie zu bewahren; einen Platz, wie spätere nordische Versuche ihn unmöglich ansprechen und behaupten können. Bemühen wir uns, die Gründe aufzufinden, welche jenen Verlust vermittelt haben.

Ein geistreicher Gelehrter, Verfasser einer Schrift über Englands Universitäten, hat als Geschichtsforscher Gelegenheit gefunden, einen Blick in die Entfaltung der Poesie des Südens und in die des Nordens zu thun, welcher ihm einen sehr tief greifenden Gegensatz zeigt, für den er einen überaus treffenden Ausdruck gefunden. Er nennt jene Poesie die australe, diese die boreale, charakterisirt auch den Unterschied beider gründlich und entsprechend, ohne auf die Ursachen der Erscheinung zurückzugehen und sie in religiösen Momenten aufzusuchen. Wir wollen diese letzte Richtung nehmen und uns bemühen den Ursprung einer, der religiösen gegenüber sich hervorthuenden demotischen Poesie zu erforschen, deren Anfänge innerhalb der borealen Region aufzusuchen sind, und, in der Gestalt einer entarteten Lyrik auftretend, sich sehr von jener unterscheiden, welche dem australen Erdboden zu entsprießen fortfuhr.

Diese romantische Lyrik war eine naturgemäße Erscheinung schon deshalb, weil es in den historischen Verhältnissen lag, eine Verbin-

dung mit der fortlebenden lateinischen Poesie eintreten zu lassen, sowohl mit der alten classischen, die durch einzelne besondere Aeußerungen und Beziehungen dem Christenthume nicht durchaus entgegenstand, und deren Sprache sogar der Kirchengesang angenommen hatte, als mit der kirchlichen. Es blieb jedoch nicht bei dieser kirchlichen lateinischen Poesie allein, deren Sänger theils dem Zeitalter der Kirchenväter, theils dem Petrarca's angehörig sind, welcher letzgenannte Dichter wohl gar selbst Verfasser einiger derselben gewesen sein dürfte. Nein, es entstand auch außerdem eine geistige und geistliche Lyrik, deren Gesang außerhalb der Kirche ertönte, auch nicht in lateinischer Sprache, sondern in der des Landes und Volkes, also hauptsächlich in der italienischen und spanischen Mundart, sich vernehmen ließ. Dieser lyrische Gesang theilte sich in zwei Aeste; in den rein geistlichen, und in den romantischen, deren keinem aber der Athem des Christenthums ganz fehlte. Wir besitzen solcher Sammlungen mehrere unter dem Namen „canzoniero“ oder canzoniero spiritual und „romancero,“ da dieser Geist der Lyrik sich noch bis nach der Reformation im europäischen Süden erhielt; so darf es nicht befremden, wenn diejenige Gattung und Gestalt der dortigen Epik, welche ein Tasso, Camoens, Ercilla und andere Dichter vorzugsweise repräsentiren, katholisch-christlich blieb, obwohl geschichtliche Ereignisse besungen wurden, nicht aber aus dem Geschichtlichen abgeleitete, philosophisch dogmatische Abstractionen, wie der Sündenfall durch Milton, die Sündfluth durch Bodmer, und die Erlösung durch Klopstock. Dies alles erklärt sich daraus, daß die australe Poesie sich nur scheidet in die ernste, die stets religiös bleibt, und in die burleske, die, weit entfernt davon die Religion zu befeinden oder zu verhöhnen, nur sie wohl einmal auf einen Moment vergessen will, etwa wie es der Römer in den letzten Tagen des Carnevals thut. Und sogar dabei müssen wir bemerken, daß solche poetische Petulanzen damaliger Zeit gar nicht einmal als wahre Poesie angesetzt wurden. Diese blieb neben der höheren Lyrik, anerkannt nur in der Epik, nicht einmal in der Dramatik. Sogar Shakspeare, der das Band mit dem Katholicismus niemals durchaus gelöset hat, betrachtete sich, vielleicht eben deshalb, für nichtsweniger als für

einen Dichter, weil er nur Dramatiker war, er nur Theatercompositionen lieferte, aber kein Epos producirt hatte.

Wo erstarb nun die religiöse, die christliche Poesie zuerst verdrängt durch jene andere demotische, der sie Platz machen sollte? — In Oxford geschah es. In jenem nämlichen Oxford, wo jetzt es Englands der Wissenschaft sich widmende Jugend ist, in deren Herzen und Kopf, Gemüth und Verstand die tiefste Sehnsucht nach der Rückkehr christlich-katholischer Wahrheit und Wirklichkeit erwachen sollte; in Oxford, das vielleicht eben dadurch die Sünden der wissenschaftlichen Väter sühnen will. Denn dies Oxford ist der Sitz, wo die demotisch-boreale Poesie hervortrat. Ihr Repräsentant war der dortige Erbdekan Mapes, besser: Map, bekannt unter dem Namen Mapus, der 1212 (nicht ganz Hundert Jahre vor der Geburt Petrarca's) starb. Es herrscht viel Ungewißheit, besser vielleicht viel Irrthum und absichtsvolle Verdunklung, wegen seiner Person und Wirksamkeit in der Litteraturgeschichte. Ich nehme also die Gelegenheit wahr, meine Vermuthungen über ihn darzulegen und sie der Prüfung zu unterwerfen. Sie sind mit dem zusammenstimmend was auch der Verfasser der vorerwähnten Schrift über Englands Universitäten andeutet.

Jener Mapus ist wohl der nämliche Dichter, der mit dem Namen, bald von Golias, bald von Golias episcopus vorkommt. Wahrscheinlich bezeichnete das Wort „Golias“ eine eigne Gattung vulgärer lateinischer Lieder. Der Ausdruck aber mag in Verbindung stehen mit dem Worte „Gola“ im Italienischen, dem irgend ein früheres allgemeines Idiom die Bedeutung von Schlund muß beigelegt haben, weil es mit dem deutschen Worte Kehle*) von einer Wurzel abzustammen verräth und an das schöne Sonett Petrarca's erinnert:**) **La gola e 'l sonno, e l' oziose piume etc.**, welches

*) Ich darf hier jene meine Vermuthungen nicht näher ausführen, welche eine Verbindung mit χολή Galle, suchen die, nach Celsus, im Magen Erbrechen erregend, die Speisen durch den Schlund zurückführt.

**) Das angezogene Sonett des Italieners bildet solchen Gegensatz zu

eine ganz entgegengesetzte Richtung besingt, als die Essens und Trinkens. Die Neigung zum Schmausen und Zechen muß der Erbdekan von Oxford nicht wenig gepriesen haben, wenn die allgemeine Vermuthung gegründet ist, daß das bekannte Studententrinklied von ihm herrühren soll, welches mit den Worten anhebt: „Mihi est propositum in taberna mori, vinum sit appositum morientis ori.“ Dieses Lied steht nicht allein. Aehnlichen, nur um ein Weniges höheren, Geist verräth ein anderes: „Gaudeamus igitur juvenes dum sumus: post peractam juventutem et adeptam senectutem nos habebit tumulus.“ — Es entwickelte sich von Oxford aus ein eigenes genre vulgärer Poesie, die weit genug ging, zuletzt sogar

---

der beschriebenen Schlemmerpoesie, daß wir es hersetzen müssen und eine selbstverfaßte Uebersetzung beifügen.

La gola, e 'l sonno, e l' ozcose piume	Durch Gaumen, Schlaf und Trägheitsdaunen schwanden
Hanno del mondo ogni virtù sbandita,	Die Tugenden allsammt dem Erdenleben;
Ond' è dal corso suo quasi smarrita	Drob auf der Bahn dem Irren preis gegeben
Nostra natura vinta dal costume.	Sieht unser Sein sich von Gewöhnungsbanden.
Ed è sì spento ogni benigno lume	Die Leuchten, die am Himmel mildreich standen,
Del ciel, per cui s' informa umana vita;	Erlöschen, statt zur Weisheit zu erheben.
Che per cosa mirabile s' addita	Soll da nicht jetzt an Wunderträumen weben,
Chi vuol far d'Elicone nascer fiume.	Wer Helikon will Quellen leihn? nicht stranden?
Qual vaghezza di Lauro? qual di Mirto?	Wie reitzend Myrt' und Lorber anzusehen!
Povera e nuda vai Filosofia! —	Weg mit dem armen, nackten Weisheits-Treiben!
Dice la turba al vil guadagno intesa.	Spricht die gemeiner Löhnung sücht'ge Menge. —
Pochi compagni avrai per l'altra via;	Gefährtlos werd' auf beßrer Bahn ich bleiben.
Tanto ti prego più, gentile spirto,	Drum fleh' ich, holder Geist, dich im Gedränge:
Non lassar la magnima tua impresa.	Laß nicht, was du so hochgewirkt, vergehen.

das Kirchliche zu parodiren. Es giebt ein solches Lied, in welchem die Schule versucht die Kirche zu verspotten, weil es die Form der responsio nachahmt und aufnimmt. Es beginnt mit den Worten: „O lector lectorum, dic mihi quis est unus? — Resp. Unus est oeconomus, qui regnat super ancillas in culina nostra." Aber es giebt noch ärgere Beispiele; es blieb nicht bei der bloßen Parodie, sie artete in Polemik aus. Es entstanden Gedichte wie das: „de diversis ordinibus hominum." Oder wie ein anderes: „Apocalypsis, Metamorphosis, Praedicatio in Romanam curiam; sermo ad praelatos impios, ad Christi sacerdotes, ad tenorem omnium." Wie nahe liegt hier die Vermuthung: daß die Hochschule sich herausnahm die Kirche gerade so zu verlästern, wie es die Reformatoren thaten. Man ging so weit, daß man spottweise jede den Schlund und Magen preisende Poesie eine bischöfliche nannte, und den Meister dieser lästernden Dichterschule als Bischof bezeichnete, theils um ihn selbst wirklich zu erhöhen, theils um einen Schatten des Leumunds auf das Leben der Geistlichen als das von Schlemmern zu werfen. Sollte sich hieraus nicht das Wort: „Golias episcopus" erklären? Es gab keine solche bestimmte Persönlichkeit; der Ausdruck bezeichnete nur den Meister der gedachten Sängerschule und war vielleicht ein ihm gegebener Beiname, ein Epitheton desselben. Es würde dies um so wahrscheinlicher werden, wenn das Wort jongleur und galiard eine Verbindung damit hätte. Nach Ducange ist es der Fall. Er sagt galiardi, bafones, jaculatores iidem sunt. Aber auch gewisse Concilien bedienten sich dieses Wortes in ähnlicher Weise, und verrathen dabei, wegen seines eigentlichen Ursprunges nicht völlig im Klaren zu sein, wenn es heißt: clerici qui dicuntur, de familia Goliae, oder: qui Goliardi vulgo dicuntur. Wirkliche Geistliche waren darunter schwerlich gemeint; vielmehr Schulmänner, die aber zum geistlichen Stande gezählt blieben. Oder es galt akademischen Genossenschaften, deren Mitglieder clerici hießen, und deren Vorsteher Kleriker waren. In der Mitte dieser entstand dann wohl jene boreale demotische Poesie, welche durch die Verbindung Englands mit Frankreich auch in das letzt genannte Land hinüberdrang, hier aber von Goliarden, Ja-

culatoren und Jongleurs als Possenreißerei geübt ward, die, eine Pseudopoesie sich nur anmaßte, Poesie zu sein und wesentlich zur Ausbildung des Gegensatzes von australer und borealer Poesie beitrug. Die höhere Epik ging dadurch innerhalb der letzteren Region gänzlich unter; nicht einmal die Ballade, die im Norden die Stelle der Romanze vertreten sollte, konnte hier sich halten. Von dem Christlichen aber, das England in den auf Artus und den heiligen Gral gehenden Dichtungen besaß, haben sich nur einzelne Spuren und schwache dabei sehr veränderte oft ganz entstaltete Ueberreste in die Werke von Chaucer, Dryden und von Spencer hinüber gerettet. Des letzteren Poesie ist nicht mehr jene lebendige, welche in den älteren Rittergedichten, wo ein hoher Begriff vom geistlichen Helden und den Geheimnissen seiner höheren Weihe unter den äußeren Abentheuern und sinnbildlichen Geschichten verborgen liegt; es ist eine todte Allegorie. Die bloße Classification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, folglich eine Allegorie, die man nicht unter der geschichtlichen Hülle errathen und ahnen würde, wenn die Erklärung nicht hinzugefügt wäre. Erwägt man nun die Wirkungen, welche die Reformation hervorbrachte, — der wir freilich die größte neuere Dichtererscheinung verdanken, Shakspeare nämlich, bei dem Katholicismus und Protestantismus so sehr im furchtbarsten Kampfe liegen, daß sie sein eigenes Individuum mit ergreifen weit gewaltiger, wie es mit Goethe der Fall war, sofern dieser als Dichter des Faust dastehet —; so kann die Wendung, die in England es mit der Epik nahm, unmöglich befremden. Es kam aber noch jene andere Art von Barbarei hinzu, welche die Herrschaft der Puritaner in die englische Litteratur brachte, indem sie alle katholischen Lebensunterlagen völlig zerstörte. Da begreift sich es denn wohl, weshalb bei solchen Zuständen im Norden kein Epos gedeihen konnte, Hegel mithin sich täuscht, wenn er behauptet: man müsse in gegenwärtiger Zeit auf dasselbe verzichten, weil der jetzige ganze Weltzustand durch die Gestalt seiner prosaischen Ordnung den an das Epos zu stellenden Forderungen entgentritt, und weil die Umwälzungen, aus denen das moderne Dasein hervorging, noch zu sehr als wirkliche Erlebnisse in der Erinnerung haften, um nicht, in epische Form gekleidet, wie ein künstlich ausgearbeitetes Machwerk vor Augen zu treten.

Alles gilt vom deutschen Zustande in noch höherem Grade, was wir von dem englischen bemerken mußten. Uns treten an die Stelle der englischen Cykliker, welche den König Artus, die Tafelrunde und den heiligen Gral besangen, was alles vom Christlichen, ja vom Katholischen nicht abgelösete Thatsachen, Beziehungen und Allegorieen sind, die sich der kirchlichen Tradition anschließen, wo nicht aus ihr hervorgequollen waren, jene Heldenlieder, deren höchster Blüthe die Deutschen sich jetzt im Niebelungenliede erfreuen, wie solches am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts diejenige Gestalt gewann, in welcher es uns vorliegt. Gewiß ist dies Werk überschätzt worden. Vielleicht hat Hegel kein richtigeres Urtheil gefällt, als gerade das über dieses Werk ausgesprochne und das über die damit zusammenhangende beliebte angebliche urdeutsche Poesie, die uns den Zusammenhang mit dem chaotischen Gähren nicht verbergen kann, welches die Geschichte als Völkerwanderung bezeichnet, und wo keinesweges Classisches und Antikes, nein Barbarisches mit noch großem Uebergewicht gegen Christliches kämpft. Die poetisch verschönte Barbarei in diesem Gedichte, das weder Heidenthum noch Christenthum giebt, hat Hegel trefflich gefühlt, aber als Aesthetiker mehr geahnt, denn zur klaren Einsicht gebracht, obwohl er erkannte, daß hier sich ein Gebrechen befinde. Es fehlt diesem, jetzt so hoch celebrirten Werke alle Versöhnung. Der letzte Ausgang aller Thaten ist ein so blutig barbarischer, wie noch kein anderer Dichter sich entschließen konnte ihn zu wählen. Aber es leitet ihn weder eine christliche Vorsehung noch eine heidnische Götterwelt. Ganz nebenbei ist vom Kirchgang und der Messe die Rede. Und als die Helden in König Etzels — wie anders behandelt Pyrker den Atilla! — Land ziehen wollen, sagt der Bischof von Speyer zur schönen Ute: „Gott müsse sie da bewahren." Außerdem kommen dann vor: warnende Träume, Wahrsagungen der Donauweiber an Hagen und dergleichen mehr, aber kein eingreifendes Walten Gottes. So hat denn Hegel vollkommen Recht, wenn er behauptet: dies gebe der Darstellung etwas Starres, Unaufgeschlossenes, eine gleichsam objective und dadurch höchst epische Trauer. Aber weshalb drang der Denker nur nicht tiefer ein in das Wesen jener Dichtung, bis er den Grund erkannte,

aus welchem dem Liede der Niebelungen in jeder Gestalt, die ihm geworden, das Lied der Klage nachfolgt? — Warum erkannte er nicht, weshalb dies hier eben so nothwendig ist, als es aus der göttlichen Nothwendigkeit fließt, wenn Pyrker's beide Epopöen mit einem der Trauer sich entwindenden Gloria schließen? In beiden hat sich das Geheimniß der Sühne vollzogen. Hegel bemerkt sehr richtig: die Burgunder, Chriemhildens Rache, Siegfrieds Thaten, der ganze Lebenszustand, das Schicksal des gesammten untergehenden Geschlechts, das nordische Wesen, König Etzel u. s. f. das alles habe mit unserem häuslichen, bürgerlichen, rechtlichen Leben, unsern Institutionen und Verfassungen in nichts mehr irgend einen lebendigen Zusammenhang, und vielmehr als die Begebenheiten der Niebelungen Gegenwart für uns die Geschichte Christi, Jerusalem, Bethlehem, das römische Recht, selbst der trojanische Krieg. So wahr und treffend hat bis jetzt nur jener nämliche Hegel gesprochen, dem, vielmehr dessen falschen Anhängern, wir so vielfach opponiren müssen. Und nun bedenke man noch jenes Methsaufen aus den Schädeln der Feinde in der skandinavischen Poesie, das nicht minder gepriesen wird, und worin der Schwede Arndt, Christum in den Hintergrund stellend, das Wesen der deutschen Religion setzen will, die nichts anderes sein soll denn tigerartiger Franzosenhaß, der es zu einem Act der Religion macht, wenn der Ingrimm deutschen Hasses bis dahin aufgestachelt wird, daß er löwen- und leopardenartig den Rachen und Zahn gegen Frankreich fletscht. Dies alles hat Hegel sehr wohl eingesehen; nur drang, wie gesagt, er nicht tief genug, weder historisch, noch philosophisch, oder — wie jetzt man spricht — religionsphilosophisch weiter vor.

Die Deutschen bilden sich ein und jubeln nun darüber, ein urgermanisches Epos zu besitzen. Davon ist kein Wort wahr. Der Niebelungen Lied ist nichts weniger als ein urgermanisches oder ein reindeutsches Gedicht. Höchstens dürfte es für ein celtisches, also eigentlich sogar gallisches und gewiß fränkisches gelten, was die beiden Namen Chriemhild und Brunhild schon andeuten, denn diese Frauen waren gewiß fränkischer oder celtischer, und hiermit wohl gar sicambrischer Nationalität, keineswegs aber germanischer, und

jeden Falls historische, nicht aber erdichtete Personen (Mém. de l'Acad. d. Inscr. XXX. 587 u. f.). Wir wollen hier nur anzeigen, ohne es ausführen zu können, daß sie zu jenem nämlichen Geschlechte gehört haben müssen, aus welchem Chlodowich hervorging und dessen Ableitung von Phrygiern und Troja nach Hunibald's durch den Abt von Sponheim Trithemius auszugsweise edirten Frankenchronik zu bezweifeln wir uns nicht entschließen können. Auch den Wink, den das Gegenüberstehen ähnlicher Namen in der Iliade, Briseis und Chryseis giebt, die Ilions Sturz herbeiführten, möchten wir nicht unbeachtet lassen, bemühen vielmehr uns seit lange, den Nachweis geben zu können, daß es die in den Occident herübergebrachten Sagen über den trojanischen Krieg selbst waren, welche zur Zeit der Völkerwanderung auf die damaligen Ereignisse angewendet wurden, und den Stoff zu Rhapsodien boten, die man nachher zusammenfügte, und so die Grundlage zu der Redaction des Niebelungenliedes gab, welche wir besitzen, und die aus dem dreizehnten Jahrhunderte herzurühren scheint. Daraus würde sich erklären, weshalb diesem Werke alles positiv Religiöse gänzlich fehlt; Heidnisches sowohl als Christliches, indem dieses letztere, wo es sich zeigt, wirklich nur angelöthet oder angeleimt erscheint. Blut und Kampf sind noch eben so vorherrschend wie in jenen ältern Siegesliedern, von denen sich Bruchstücke erhalten haben, z. B. aus dem auf den die Normanen besiegenden ostfränkischen König Ludwig, wenn es heißt: „Blut schien in Wangen kampflustger Franken" und „Lied war gesungen, Schlacht ward begunnen." Dies zeigt von einer Verwilderung, Rohheit und Irreligiösität, über die Homer's Gesang durch Adel, Menschlichkeit und Frömmigkeit sich strahlend erhebt.

Berechtigte eine solche Grundlage zu keinen hohen Erwartungen; so erklärt sie auch den Charakter der mittelalterlichen Poesie, auf den die hohenstaufischen Kaiser nicht ohne Einfluß blieben, den sie wohl gar bestimmen halfen. Die hohenstaufischen Kaiser konnten eine grundchristliche, eine katholisch-kirchliche Poesie unmöglich begünstigen, für welche die nöthigen Elemente zwar zu fehlen schienen, aber doch hätten können gewonnen werden. Das große Ereigniß der Kreuzzüge begeisterte die romanischen Völker, namentlich die

Spanier in nicht geringem Grade. Die Begebenheit selbst gehörte zu sehr der Gegenwart an, als daß sie hätte Inhalt oder Gegenstand epischer Gesänge werden können. Demohnerachtet weckte sie den Süden zur Poesie auf. Wie innig und kräftig aber damals der christlich-poetische Geist gewesen sein muß, das bezeugt die Art und Weise, wie die gar nicht geringen Schwierigkeiten, die sich darboten, überwunden wurden. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon besang freilich noch die Zeit, in der sie geschehen waren; aber eben deshalb konnten sie kein Epos geben, das eine entferntere Vergangenheit zu fordern schien. Man warf sich daher auf Carl den Großen, auf seine Zeit und seine Thaten. In dem Jahrhunderte der Kreuzzüge ward die Geschichte von Carl's Thaten, von der Schlacht bei Roncesvall und Rolands Tode ganz als Kreuzzug dargestellt, vielleicht mit in der Absicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beispiel und hohes Vorbild unter den schon verherrlichten und vielbesungenen Namen des großen Kaisers und seiner Helden aufzustellen; ja es ward Carl'n selbst ein fabelhafter Kreuzzug beigelegt. Am Hofe der hohenstaufischen Kaiser dagegen wurde der Minnegesang gepflegt, der wohl gerade durch seine Lieblichkeit die Deutschen von höherer Begeisterung zurückhalten mußte. Wir möchten ihn den Gedichten eines Catullus, Propertius, Tibullus und Horatius vergleichen, denen sich die Anmuth der Poesie keinesweges absprechen läßt, die aber wahrlich nicht das höchste geben. Sogar in der Provence scheint der Minnegesang sein Entstehen den hohenstaufischen Kaisern schuldig zu sein. Dies Land war, als jener Gesang dort aufblühte, ein Lehn des deutschen Reiches und zu Burgund gehörig. Gerade von der Zeit, als Friedrich Barbarossa den Grafen Berengar mit diesem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegesanges. Vielleicht erklärt dies zugleich den Charakter, den die französische Ritterpoesie annahm, wie er sich in dem bekannten Roman von der Rose abspiegelt. Deutschland gewann zwar sein Heldenbuch; aber wie sehr steht es dem, in Religion getauchten historischen Heldengedichte der Spanier, dem Cid nach? Es würde ungerecht sein, wollten wir Wolfram von Eschenbach übergehen, der allerdings zu loben ist, wenn er aus christlichen Momenten eine größere Dichtung zu componiren versuchte, in der

die Allegorie der geistlichen Ritterschaft viel Schönes bietet; aber wie wenig das Werk aus dem Leben geschöpft worden, das zeigt ein zu häufiges Spielen mit Begriffen.

Wir möchten also, um nochmals zurückzukehren zum Liede der Niebelungen, die Vermuthung aussprechen, daß nach dem Abtreten der Hohenstaufen die österreichschen Babenberger es gewesen seien, in denen der Gedanke erwachte, für Deutschlands Epik etwas zu thun und denen nur übrig blieb eine Bearbeitung des Niebelungen-Liedes zu veranlassen, die mit Christlichem, wenn auch nur mit christlichem Schmuck, durchflochten war. Daß Markgraf Rüdiger, der Lieblingsheld des Landes, gegen die Zeitrechnung des Gedichtes, ihm eingewebt und Attila wegen des nahe mit Oesterreich verbundenen Ungarn's mit Vorliebe und günstig behandelt wurde, scheint sich daraus zu erklären. Daher hat die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß Leopold der Glorreiche den in Thüringen geborenen, in Oesterreich angesiedelten Heinrich von Ofterdingen für das Werk gewonnen habe, welches hiernach nicht aus dem Leben selbst entsprossen ist. Und wenn auch so bearbeitet, es noch immer dabei bleibt, daß der Eingang lautet:

„Von Freuden und Festeszeiten, von Weinen und von Klagen
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder sagen"

so kann man sich kaum verbergen, daß der deutschen Poesie vor dem Zeitalter der Reformation nicht allein das religiöse, sondern auch das vaterländische Interesse, die rechte warme Vaterlandsliebe fehlt, die nicht blos Europa's Süden, die auch Frankreich und England auszeichnet und keinesweges denjenigen südlichen und westlichen Slaven abgehet, die, von den ruthenischen zu unterscheiden, wir um so weniger übergehen dürfen, als sie eine Epik aufweisen können, der alle Anerkennung gebührt. Dabei ist es merkwürdig, daß sogar bei den Slaven das Epische recht vorwaltend hervortritt. Das Dramatische fehlt ganz und sogar ihr Lied behält einen erzählenden Charakter. Interessant ist daher der Gesang: Jaroslav von den großen Kämpfen der Christen mit den Tataren. Es wird uns hoffentlich keinen Tadel zuziehen, wenn wir einen Theil davon in der Uebersetzung mittheilen, welche Wenzel Swoboda von Navarow

verfaßt und Hanka im Jahre 1819 zu Prag herausgegeben hat, bemerkend, daß das Original in altböhmischer Sprache zur Sammlung böhmischer Nationalgesänge gehört, die sich in der bekannten Königinhofer Handschrift befinden.

Ich verkünd' euch hochberühmte Sage
Von gewaltgen Kämpfen, wilden Schlachten.
Habet Acht und sammlet eu'r Gemüthe,
Habet Acht und horcht den Wunderdingen!
In dem Land, wo Olmütz hehr gebietet,
Hebt sich ein nicht allzuhoher Hügel,
Gar nicht hoch, wird Hostaynow benamset,
Drauf ein wunderthätig Bild der Gottesmutter.

Lang im Frieden ruhten unsre Lande,
Reichthumsfülle blühte bei dem Volke,
Doch ein Sturm hat sich vom Ost erhoben
Um des Tartarchanes holde Tochter.
Christen hatten sie um Edelsteine,
Um ihr Gold und Perlenschmuck erschlagen.

Kublay's schöne Tochter, schön wie Luna,
Hörte, daß es Lande giebt gen Abend
Und viel Volk, das lebt in diesen Landen.
Und sie rüstet sich alsbald zur Reise,
Fremder Völker Bräuche zu erforschen.
Auch aufmachen sich mit ihr zehn Junker
Und zween Jungfrau'n, schnell sie zu geleiten.
Was nur Noth, wird reichlich aufgehäufet,
Und sie schwingen sich auf schnelle Rosse,
Gehn dahin, wohin die Sonn' enteilet.
Wie die Sonn' am frühen Morgen glänzet,
Wenn sie über dunklen Forsten aufgeht,
So auch glänzt in angeborner Schönheit
Und in Schmuckes Pracht des Chanes Tochter.
Angethan war sie mit reichem Goldstoff,
Hals und Busen trug sie bloß, mit Perlen
Und mit Steinen war sie reich bekränzet.

Solcher Schönheit staunten wohl die Teutschen,
Neiden sie um ihre reiche Schätze,
Spüren nach der Fährte ihres Zuges,
Ueberfallen sie in Waldes Mitten,
Morden sie und rauben ihre Habe.

Diesem durch Zweckmäßigkeit, edle Simplicität und Reinheit ausgezeichneten Eingange folgt die weitere Geschichtserzählung. Der

Chan, um Rache zu üben, zieht mit den Tataren gegen Westen; doch kommen die von seinem Zuge benachrichtigten Könige schon ihm entgegen, und Kublay befragt seine Zaubrer, Sternkundige, Seher und Schwarzkünstler. Die Zeichen und Ceremonien scheinen ihnen den Sieg zu verkündigen, der Chan also greift an. Die Christen werden geschlagen, die Tataren erobern die Reiche Kiew und Nowgorod. Jene rüsten sich nochmals und mit ihnen kämpfen die Ungarn; allein die Tataren siegen wieder. Darüber sinkt den Christen der Muth; sie verlieren nochmals eine Schlacht, die Tataren aber dringen in Polen ein und rücken bis Olmütz vor. Zwei Tage wird hier gekämpft; der Sieg bleibt unentschieden. Nun gilt es den Hügel retten, auf dem die wunderstarke Gottesmutter thront. Wenceslaw ermahnt die Brüder, den Feinden zuvorzukommen; die Tataren bedrängen die Christen zwar hart, aber die Nacht tritt ein, diese ersteigen also den Hügel, umwallen ihn und überblicken am Morgen das unabsehbare Lager, welches die Heiden aufgeschlagen haben, so wie den eigenen Verlust und die um das Zelt des Chan auf Speeren ragenden Christenhäupter. Die Tataren rücken an, den Christen flößt die heilige Jungfrau Muth ein. Sie wagen den Kampf, allein die Feinde bleiben Sieger, Wenzeslaw fällt; abermals tritt die Nacht, und mit dem Morgen glühende Hitze ein. Die Heiden bleiben im Lager; die Christen im Durste verschmachtend und zu schwach für den Kampf, singen sich heiser im Flehen zur Gottesmutter. Waston fordert zur Ergebung auf, weil die Knechtschaft doch Wasser finden und nicht verdursten lasse. Wratislaw erfaßt den Waston, hält diesen fest und ermuntert die Kämpfer ihm nachzufolgen zum Altare der Mutter Gottes, wo er für das Heer betet. Ein Gewitter zieht herauf und reicher Regen füllt die Quelle des Berges. Die Heiden ziehen auf Olmütz; schon wollen die Christen fliehen; da tritt Jaroslav hervor, und weil er allein den Tataren entgegengeht, folgen die Böhmen. Der Held springt auf Kublay's Sohn, streckt ihn nieder und die erschreckten Tataren fliehen zurück zur Gegend, wo die Sonne aufsteigt.

Trotz seiner einfachen Anlage trägt dies Gedicht die Anfänge zu einer größeren Epik in sich und zeigt schon eine gewisse Ver-

wickelung, weil Christen in einiger Schuld sind und durch den an des Chans Tochter vollzognen Raub und Mord den Anlaß zum Kriege gegeben haben. Diese Anordnung erklärt sich wohl nur aus der Abneigung der Slaven gegen die Teutschen. An sich sind die Tataren Rache zu nehmen befugt; aber weil der Krieg gegen christliche Völker geführt werden müßte und das Christenthum bedrohen könnte, sehen sie über das Nationale hinweg und unternehmen allein den Kampf, in welchem nur die Ungarn sie unterstützen. Dies ist nicht nur viel milderen Geistes, als die verwilderte Einseitigkeit, in welcher die Niebelungen bei den Schilderungen des Nationalhasses nicht sich ersättigen können, sondern es ist auch ein so reines und inniges Erheben des christlichen Glaubens und der christlichen Religion über alle andern Rücksichten, wie man es in der borealen Poesie vergeblich sucht.

Wir haben nun im Wege historischer Betrachtung gefunden, daß die von den Aesthetikern behauptete Unmöglichkeit eines neueren Epos — das allerdings nur ein christliches sein könnte — sich nicht bestätigt, vielmehr die Schwierigkeiten, die sein Aufblühen lange verhinderten, anderer Art sind. Wir müssen nun jene Schwierigkeiten näher betrachten und werden dabei Gelegenheit finden, anzuzeigen, in welcher Weise der Dichter der Tunisias und des Rudolph von Habsburg sie überwunden hat.

IV.

Das Heroische und die Maschinerie in der Tunisias.

Nächst denjenigen Erfordernissen für die Composition eines Epos, welche schon nach Anleitung der durch Hillebrand, Hegel und Hebenstreit gemachten Ansprachen betrachtet wurden, sind noch andere in Erwägung zu ziehen.

Es dürfen in dieser Dichtart nicht gewöhnliche Menschen, sondern müssen höhere Naturen auftreten, die aber doch allein weder die Handlung, noch das Ereigniß zu Stande bringen könnten, folglich durch höhere mitwirkend eingreifende Wesen bald unterstützt, bald gelenkt sein wollen. Jene, die höheren Menschennaturen, fanden die alten Dichter in den Heroen, diese, die höheren Wesen in den Göttern und Halbgöttern. Die Heroen aber mußten als ausgezeichnete Naturen zugleich tragische Personen oder Charaktere sein. Beide bot das mythische Zeitalter den Epikern dar, denen die Abgeschlossenheit desselben mehr günstig war als hindernd. Uns fehlen jene Heroen, die mythische Wesen sind; und wir werden angewiesen blos auf historische Personen. Läßt sich damit ausreichen? — Um ein historisches Gedicht zu componiren, dazu würden sie genügen. Aber ein historisches Gedicht ist noch keine Epopö. Diese läßt sich nicht wohl ohne sogenannte Maschinerie zu Stande bringen; jenes würde dadurch entstellt werden zum sprechenden Beweise von der Verschiedenheit beider Gattungen. Stoffe aus dem mythischen Zeitalter aber lassen sich jetzt nicht mehr zum Gegenstande des Heldengedichtes wählen. Dies

hat Goethe gezeigt, der die Achilleis nicht vollenden konnte, Hegel aber die Gründe davon sehr richtig angegeben, wie wir oben sahen. Man würde weder die Motive verstehen und annehmen, noch an die höheren Wesen glauben, welche die Maschinerie zu bilden hätten. Also nicht einmal die poetische Wahrheit ließe sich erzielen, viel weniger also jene wesentliche, mit der allein erst der Glaube sich vertragen könnte. Homer braucht nicht blos mythische Personen und Heroen, sondern auch Götter und Halbgötter, folglich den Polytheismus. Beides müssen wir abweisen.

Aber hat man auch den sogenannten Polytheismus in seinen inneren Bedingungen richtig verstanden? Hat man ihn nicht zu allgemein genommen? Er zeigt sich uns in sehr entgegengesetzten Gestalten. Schon bei den Griechen treten die Götter nur vorübergehend auseinander und in Zerwürfniß; Zeus stellt jedesmal Einheit und Eintracht her. Er ist gleichsam ihr Primas, oder er gleicht dem Artus unter den Rittern der Tafelrunde; das Verhältniß ist ein aristokratisches, obwohl nicht ein patriarchales, auch die Anerkennung von Tempel und Priesterlichkeit keine vollkommene. Darin steht der römische Polytheismus viel höher. Jupiter ist Deus optimus et maximus, und das alte Rom weiß nichts von Nebengöttern. Deshalb auch hier in der Urzeit kein Priesterthum der Minerva, der Diana, des Apollo, des Vulcan, des Neptun u. s. w., welches jenem gleichkäme, das der pontifex darstellt, der bei den Römern im vollen Sinne des Wortes ein Pontificat darbietet, und zwar ein patriarchales Pontificat, weil die anderen Götter nur Eindringlinge nach Latium brachten. Dem wahren Wesen nach kannte das alte echte Rom schon, nur den Deus optimus maximus durch seinen pontifex maximus; alle übrigen hochverehrten höhern Wesen waren nicht sowohl Götter als Genien oder Schutzgeister. Wie viel ungünstiger erscheint dies in der auf der nordischen Edda beruhenden borealen Poesie! Hier ist Alles Anarchie und Zwietracht. Die einzelnen Götter hassen und verfolgen sich, der aber fehlt ganz, welcher wußte: auf welcher Seite das Recht sich befindet oder das Unrecht, das Gute und das Böse, folglich auch wer der gute Gott ist oder der böse. Man fühlt beinahe nur das Prävaliren des Bösen und

befindet sich mehr in einer Schlangenhöhle, als auf einem, Walhalla genannten, Olymp.

Es stand also — der Geschichte der Kirche wird diese Betrachtung vielleicht noch einmal ersprießlich — der altrömische Polytheismus relativ dem Christenthume schon dadurch am nächsten, daß eigentlich er nur einen einzigen höchsten Gott mit mehreren diesem näher wie andere Wesen stehenden schützenden Genien kannte; gleichsam Schutzgeister und Heilige, welche die menschlichen Verhältnisse bewachten, in jedem Familienkreise einen Altar hatten, auch ab und zu als geistige Wesen eintraten in die Wohnungen der Menschen, niemals aber fehlten, niemals sich zurückzogen und wirkungslos blieben, wenn es Roms eigentlicher Bestimmung galt, und wenn um diese gekämpft ward, folglich sie in Gefahr stand. Es fragt sich mithin: ob dazu die christliche Welt ohne alle Analogieen sei?

Gewiß ist es nicht der Fall; man hat das Entsprechende nur, hauptsächlich in neuerer Zeit, übersehen oder absichtlich nicht sehen wollen. Um nur negiren zu können, daß Gott lenkend einwirke in die Weltbegebenheiten und dazu sich eigener geistiger Organe bediene, hat man sich noch unter das Heidenthum erniedrigt und hat das Fatum eben so barbarisch aufgefaßt, wie es im Liede der Niebelungen geschieht.

Der Sänger der Ilias, der Partei zu nehmen nicht unterlassen kann, weiß niemals ob er es thut für die Troer oder für die Achaier, für die Dardaner oder die Danaer. Beide sähe er gern siegreich, hauptsächlich Troja unzerstört. Aber in der ärgsten Spannung darüber verläßt nicht ihn jene höhere innere Ruhe, bei der, trotz aller Furcht und Hoffnung, er fähig bleibt, die Schönheit der Dichtung zu genießen. Er rechnet auf Zeus weises und gerechtes Walten und beruhigt sich mit dem Vertrauen, daß das Unterliegen des unterliegenden Theiles aus einer Unerläßlichkeit folge, die wohl ihm, dem Leidenden, selbst zum Heile gereichen werde. Dies ist etwas Anderes als die vielbesprochene Schicksalsidee Schiller's, die am grellsten in der Braut von Messina erscheint als ein unglückseliges Gewebe von Zufällen, Irrungen und Verwechselungen, die nur aus Shakspeare's comedy of errors eine Trajödie machen möchten.

Wir werfen, um unsere Reflexionen mit der Epopö Tunisias in nähere Verbindung und Beziehung zu bringen, einen Blick auf die eigenen Empfindungen, die uns erregt wurden.

In der Ilias ist Zeus höchstes Wesen, weil er keine andere namhafte Gottheit über sich hat, und weil kein Repräsentant des Bösen ihm als wirkliche Macht entgegensteht, die zu bekämpfen wäre. Dies ist in der Tunisias eben so; nur hier befriedigender und vollkommner. Das höchste Wesen, höher über der Handlung stehend als Zeus in der Ilias, ist minder in menschlicher Weise damit verwebt. Nur einmal steigt es gleichsam unmittelbar im ersten Gesange nieder zu ihr; aber es geschieht in der Kirche, geschieht im Dom zu Madrid beim Abendgebete des Kaisers. Brachte dies nicht in Conflict mit anderen, aus dem Wesen des Epos sich ergebenden Bedürfnissen, denen das antike Heldengedicht wohl genügen konnte, nicht aber das christliche?

Dies führt auf frühere Betrachtungen zurück. Jenes Epos hatte in dem mythischen Zeitalter seine Heroen und seine Halbgötter als einwirkende Wesen, und brauchte einen eigentlichen Vertreter des Bösen, gleichsam einen Fürsten der Finsterniß, nicht zu berücksichtigen; weder die Troer, noch die Achaier huldigten demselben entschieden in der Ilias. Im Christenthume hat das Gute und das Böse seine bestimmte Unterscheidung, Wie diese geltend machen ohne dem Widersacher einen zu breiten Raum einzuräumen, was die Messiade thut, und ohne ihn, wie dort gleichfalls geschieht, als abstracten Begriff zu behandeln, endlich auch ohne in den Dualismus zu gerathen? — Wenn Carl gegen die Räuber in Tunis kämpft, die als Allaverehrer und Mohammetaner Feinde der Christen sind; so genügt dies vielleicht den meisten Lesern, denn es ist nun dem Christen eine Kraft, Maße und Persönlichkeit von historischer Existenz vorgeführt, welche er als den Anhänger des Erbfeindes betrachten darf. Die meisten Erklärer finden sich wohl damit zufrieden gestellt und keiner ahnt wie tief Pyrker das höhere Erforderniß kannte, welche Aufgabe er sich setzte um es zu erledigen, und mit welcher bewundernswerthen Vollkommenheit er derselben glücklich genügt hat.

Es wäre immer ein Mangel fühlbar geblieben, sogar an poe-

tischer Wahrheit und Realität, geschweige an jener wirklichen wesenhaften, der sich sogar der Glaube nicht weiter entziehet, wenn das Böse, der Fürst der Finsterniß, sich dargestellt fände nur in den Muhammedanischen Seeräubern und durch sie. Das Werk blieb dann ein historisch-episches, ward aber nicht Epopö, zu der gehört, daß der Adversarius in seiner eigenen Manifestation auftritt. Er muß sich manifestiren als Antigott! Damit aber bieten sich unüberwindliche Schwierigkeiten, poetische wie theologische, dar; denn der Dichter kommt in Berührung mit einer der bedenklichsten Fragen, mit der Frage nach dem Ursprunge des Bösen. Dem Philosophen bleiben, ihr gegenüber, tausend Auskünfte; der Dichter hat nicht eine, er muß den Ursprung des Bösen dem Leser vorführen, fast sinnlich vorführen, muß ihm denselben anschaulich machen. Uebersteigt dies nicht alle Möglichkeit? — Wir selbst würden es behauptet haben, wenn nicht die Tunisias vorläge, die im ersten Gesange wirklich jenes Unglaubliche leistet.

Wir besprachen diesen Gesang bereits bis zu dem Momente des Gebetes im Dome zu Madrid. Damit das Gedicht sich zur Epopö erhebe, durfte dies Gebet nicht ohne eine Wirkung bleiben, die sofort erfolgen und die dem Leser sogar vor Augen treten mußte. Dies geschieht wirklich, sobald Carl ausgebetet hat. Denn:

„Aus den farbigen Scheiben des Fensters
Flog ein leuchtender Strahl der Abendsonn' ihm vorüber;
Aber zugleich ein Glanz dem tausend Sonnen verlöschen,
Flammte mit Donnergetön' in dem Allerheiligsten nieder,
Und des unendlichen Doms aufthürmende Säulen erbebten,
Leise wogte der Grund u. s. w.

Also nicht blos Erscheinung erfolgt, sondern es wogt auch ein geistiges Wehen als Musik von oben hernieder, und den Kaiser ergreifen Schauder der nahen Vernichtung.

„Ha, welch' Wunder," er rief's, „da sinkt die sterbliche Hülle,
Die mich im Staub' umgab, entseelt in lieblichem Schlummer,
Und ich entschweb' ihr verzückt? Wie, wär's ein täuschender Traum nur,
Oder ein Nachtgesicht, aus Himmelsdufte gewoben?

Daß wirklich eine Wirkung entsteht, bemerkt der Kaiser selbst, dem es bis zur Sichtbarkeit wahr wird, wie eine Sonderung der

sterblichen Hülle und des geistigen Leibes ihm beginnen will. Es bestätigen dies aber auch die Worte:

„Wie der schwebende Flaum, gerafft vom Hauche des Windes,
Schnell zum Gewölk auffleugt; so hob seine geistiger Leib sich
Leicht von der Erd' empor u. s. w."

Dies sind Andeutungen über das Verhältniß zum Geisterreich, die an die geheimnißvollsten Fragen über Leib, Seele und Geist reichen und in die wir nicht weiter eindringen wollen. Wir nehmen an, die Seele des Kaisers sei in seinem Leibe verblieben, aber der Geist sei für eine kurze Zeit, ohne die Verbindung mit der Seele aufzugeben, in höhere ätherische Gefilde versetzt worden. Es ist dies der vom Dichter ausführlich geschilderte Moment der Weihe, wo dem Kaiser Kunde vom Geisterreiche gegeben wird. Er sinkt aber wieder, an der Seite dessen der ihn erhob, zur heimischen Erde herab und fühlt sich „gebannt in des Fleisches umschränkende Hülle."

War hierdurch ein Großes vorgegangen mit dem Kaiser; so fragt sich: seit er sich dessen auf Erden bewußt geworden, welchen Gebrauch er davon machen werde, nachdem er in Gedanken schon ausgesegelt ist, und des Aetna dampfende Kuppe gesehen hat.

„Und der Unsterbliche rief ihm jetzt ermunternden Blickes:
„Sohn des Staubes, o nie vergiß der Huld des Erbarmers,
Die zu Gefilden dich hob, wohin kein sterbliches Aug' noch
Drang. Lobsinge dem Herrn, dem einigen Lenker des Weltalls!
Hier auf den dampfenden Höh'n verkünd' ich dir seine Beschlüsse,
Wie erst zuvor mein Ohr sie vernahm in unsäglicher Wonne.
Er durchschaute dein Herz, das heiß für unzähliger Völker
Wohlfahrt schlägt und jetzt den Sclaven Errettung bereitet.""

So wird durch den unsterblichen Boten Carl in seinem Vorhaben näher bestärkt und dafür gekräftigt. Alles jenes aber tritt vollkommen in Handlung, was in den anderen deutschen Dichtungen ähnlicher Art nicht zur Wirklichkeit gelangt, sondern Abstraction bleibt. Der Kaiser ist durch das was er erfahren durstig geworden nach noch näherer Kunde vom Reiche der Geister, ja überhaupt nach dem Werden aller Dinge. Wir ließen den Dichter selbst sprechen, müßten wir nicht uns beschränken. Der Unsterbliche, von dem Carl Aufschlüsse erbittet, gedenkt der Schwierigkeit sich wegen jener Geheimnisse in menschlicher Rede verständlich zu machen, empfiehlt Mäßigkeit

im Durste nach dieser Erkenntniß, die er doch nicht erfassen würde; denn vor den Geheimnissen des All sei auch der Cherub erbebt. Er beschränkt sich auf die drei Hauptmomente, daß in des Himmels Höhen Seligkeit, in des Abgrundes Höllengefilden Qual ist, zwischen beiden Regionen, der des Lichtes und der der Nacht, aber der Pfad der Läuterung dämmere. Unübertrefflich ist es nun, wenn Carl hiervon Anlaß nimmt, eine nochmalige Frage wegen der armen Wesen zu thun, die den läuternden Weg wandeln. Die Antwort kann nicht ertheilt werden, ohne eine Art kurzer Kosmogenie zwar der Genesis entsprechend zu geben, aber doch den Ursprung des Bösen und seinen Eintritt in die Schöpfung hauptsächlich zu betonen, und dabei hinzudeuten auf einen unter der Erdwölbung flammenden Abgrund, mit dem wohl auch der Schlund des Berges zusammenhangen möchte, der eben glühende Lavafluthen prasselnd in die Luft wirft.

Dies gehört gewiß zum Größten in der ganzen Dichtung, ist aber so sehr Ambrosia, daß wohl wenige nur an dieser Himmelskost sich laben werden, weil sie den Dichter ohne seinen Glauben nicht verstehen, daher auch nicht ihn geistig genießen können. Es durfte nicht dogmatisirt werden über das Böse; sonst hätten wir wieder kein Epos gehabt, sondern es mußte etwas vorgehen und dies als gegenwärtiges Ereigniß eintreten, ja eingreifen. Solches ist nun die eben ausbrechende Aetna-Eruption, deren Zusammenhang mit dem infernalen Treiben des Adversarius mir aus innerster Seele gesungen ist. Was half hier das Demonstriren? Im Epos muß, wie im Drama alles Handlung, alles Begebenheit oder mit Handlung verknüpfte Begebenheit sein. Daher die Verse:

„Eilend erhob sich nun der Herrliche, der ihm der Geister
Reich enthüllt', in die schimmernde Luft, und, leise verhallend,
Tönten vom Aethergefild noch die lieblichen Worte herunter:
„„Senke dich durch den Schlund, durch Qualm und flackernde Flammen
„„Muthig hinab zur Höhl' im Schooße des dampfenden Aetna
„„Und erreiche das Ziel nach der hehren Geistesverzückung.

Giebt nicht diese Gestalt des Gedichtes überall jene historische Realisirung, die wir Begebenheit nennen? Denn der Herrliche, der den Kaiser geleitet, gleichsam der Chiron des Peliden beim Homer,

Er, das höhere Wesen, muß nun seinen Heros, Carl, verlassen; denn ihn forderten die ätherischen Regionen ab; er schwand in den Lüften; aber Carl fuhr brausenden Fluges:

„Nieder im finsteren Schlund, durch Qualm und flackernde Flammen,
Bis in dem Zwielicht weit vor seinen Augen der Eingang
Klafft' und die Höhle sich wies in angsterweckender Anschau!
Furchtbar wölbte die Felsenwand aus schwindligen Höhen
Höher sich auf. Es jagte zuweilen der wirbelnde Zugwind
Tief in den Riesendom die Flammensäule; sie hob sich,
Züngelnd, die Wände hinan und leuchtete hoch in die Nacht auf;
Doch erflog ihr fernster Schimmer des nächtlichen Dunkels
Hälfte noch kaum, das endlos herrscht' in des Felsens Umwölbung.
Hier nicht weilet die Ruh', und athmet nicht liebliche Stille;
Rastlos tobt — aufbraus't im Sturm, der kochenden Lava
Urstof: Erz im Gestein, und Schwefel, mit dunkelem Erdharz
Gährend zur Wolkenhöh', an des Berges geöffnetem Rachen.
Donnernde Ström' entstürzen rings den Schluchten; sie rauschen
Tief in des Abgrunds Nacht, und wälzen, dem berstenden Kerker
Unten entfloh'n, zum Meeresgestade die finstere Fluth fort.
Ihrem Sturz' erdröhnet die Höhl', und vom eisigen Abgrund
Fleugt Entsetzen, Frost und Schauder in Windesgeheul auf."

So bedeutsames ward seit lange weder gesungen, noch gesprochen, noch geschrieben. Seine richtige Würdigung fordert Sonderung des Dogmatischen vom Poetischen und von der dichterischen Virtuosität. Es hat ja die gesammte christliche Dogmatik ihre Wurzel in authentischen Thatsachen. Soll daher ein Epos als Poiesis, nicht eine blos versificirte Dogmatik sein; so muß sie auch ihr Dogmatisches auf Historisches, wenigstens auf historische Grundlagen zurückführen, z. B. das Dogma vom Sündenfall, auf dessen Thatsache; so daß das Dogma nur den geistigen Inhalt jener Thatsache, seinem inneren Wesen nach, an das Licht bringt und feststellt. Nicht anders darf der Dichter verfahren. Dies geschieht in der Tunisias, höchst genial, dadurch, daß der Aetna behandelt wird als in Verbindung stehend mit dem Hades, Carl aber die Weisung erhält, in seinen Schlund hinabzusteigen, um aus demselben sich wieder empor zu winden. Hiermit wird es Thatsache von wenigstens poetischer Wahrheit, daß der Kaiser, nachdem er die höhere Weihe empfangen — anders wäre es unmöglich — in den, mit dem Hades oder dem infernalen Reiche zusammenhangenden Aetna niedersteigen muß,

um diese Region kennen zu lernen, aber auch ihr sich wieder zu entwinden und emporzusteigen auf das irdische Gebiet, um hier heilsam zu wirken. Darin besteht die poetische Virtuosität.

Viel geheimnißvoller, viel schwerer zu besprechen ist die dogmatische Wahrheit. — Wie eindringlich und ausdrücklich in der Lehre auch vom Adversarius, als einem wirklich auf Erden waltenden Unhold und Feind des Lebens gesprochen werde, die Mehrheit der Menschen behandelt ihn doch höchstens als ein sich selbst realisirendes Postulat. Damit ist nicht viel erreicht, vielmehr bleibt in nicht wenigen Individuen immer noch der Gedanke einer Möglichkeit stehen, daß das Postulat nicht durchweg vollständige Realität gewonnen habe, weil man derselben nachweisbar nicht leicht begegnet. So wird nicht wohl ein Mensch in den Ausbrüchen des Aetna Gutes zu erkennen im Stande sein; aber einen Zusammenhang derselben mit dem Reiche und mit dem Thun des Adversarius recht eigentlich zu glauben; so weit bringt er es deshalb noch nicht. Auch hat in neuerer Zeit dergleichen wohl niemand bestimmt ausgesprochen, obwohl Andeutungen desselben den heiligen Schriften nicht fehlen. Pyrker benutzt die Befugniß, welche das Epos giebt um weiter zu gehen. Er läßt den Kaiser wirklich hinabsteigen in den Aetna und dieser gelangt solchergestalt wirklich in die Region, wo der Urstoff der kochenden Lava aufbrauset, wo Erz im Gestein und Schwefel mit dunklem Erdharze gährt. Wir erblicken also den Dichter hier an der Grenze physikalischer Geheimnisse, die er sehr geheimnißvoll nur berührt. Dies Geheimnißvolle aber muß uns wohl verbieten weiter dringen und mehr ahnen, wo nicht sehen zu wollen als der Sänger angiebt: so bleiben wir stehen bei dem poetisch Trefflichen.

Dieses bestehet darin, daß Mohammet mit den von ihm entbothenen Schaaren der Geister vorangeflogen war hieher in die schaurige Höhle, von der es heißt:

„Ueber der allbelebenden Luft, die rings an dem Erdball,
So an dem Mond', und den endlos hin entflammten Gestirnen,
Schwimmt umher, erhebt sich der übersinnliche Luftraum,
Dräuend in seiner Leer', und unwohnbar sterblichen Menschen:
Denn, wie, umhüllt von dem glockengestalteten Glase, der Sperling
Schnell das Leben verhaucht, wenn wißbegierige Forscher

Schonungslos ihm rauben die Luft mit den künstlichen Pumpen:
Also würd' in des Menschen Brust urplötzlich das Leben
Stocken, der in das Uebersinnliche kühn sich erhöbe;
Aber des sterblichen Leibes beraubt, bewohnen die Fürsten,
Mächt' und Gewalten des ewigen Feind's, auf Arges gesinnet,
Solches mit Lust: Verworf'ne vom Herrn, die am letzten Gerichtstag
Dann mit dem Tode zugleich, dem letzten der Uebel vergehen."

Wer den Sinn dafür hat, dem gewährt diese Stelle eine Offenbarung von nicht geringer Wichtigkeit. Der priesterliche Dichter zeigt dabei allen jenen heiligen Ernst, welcher so hohen Dingen gebührt und erklärt sich auch darüber durch eine eigene Anmerkung, welche den Exegeten vom Dichter unterscheidet. Was er über die bösen Geister im Uebersinnlichen Reiche sagt, das ist gerade in unseren Tagen von einer Wichtigkeit, die zum innigsten Danke für jene Mittheilung verpflichtet. Wir dürfen ihn nicht schuldig bleiben; hauptsächlich nicht ihn schuldig bleiben für den bedeutsamen Wink über Paulus Worte (Eph. VI. 11 — 13) wegen der bösen Geister im Uebersinnlichen, und (1 Corinth. XV. 24.) „dann ist das Ende, wenn Gott die Fürsten, Mächte und Gewalten" — im Uebersinnlichen — außer Wirksamkeit gesetzt haben wird, hauptsächlich wegen der Verbindung mit Hieronymus Angabe: quod aer iste, qui coelum et terram medius dividens, plenus sit contrariis fortitudinibus." Betrachtet man aber auch nur den Dichter: so liegt die Beziehung davon auf Mohammet sehr nahe. Es ist nicht blos so viel als nöthig vom Anfange des Bösen gesagt, sondern auch Mohammet persönlich in Verbindung damit gestellt, zugleich der Prophet in Thätigkeit gesetzt und aufgeführt als dem Christenthume Feinde erregend. Denn:

Feuer sprühte sein Aug'; in silberkräuselnden Wellen
Floß ihm der Bart in den Busen herab, und die luftigen Glieder
Hüllet in Schatten das Unterkleid und der wallende Kaftan.
Jetzt erhob er die Recht' an des Stirnbunds Zier; mit der Linken
Wühlt er die Blätter des Korans auf, u. s. f.

und sagt seinem Volke, daß von Hesperiens Küsten dem Lande gen Aufgang Unheil drohe. Sein „Ohr erhascht' es auf Deutschlands gährenden Gauen, die der Neurung Flamme durchtobt: „es sinne der Kaiser jenem ein schmähliches Joch und sich weltherrschende Hohheit. Inmittelst, und während der Prophet mit den Seinen sich davon hebt,

schwebten dem Kaiser aus kommenden Tagen dunkler Ahnung Gebilde vor; nur Mühlbergs Heide hüllt sich ihm auf und hoffend wähnt er nun schon die Deutschen vereint nach des Glaubens schrecklichem Zwiespalt."

Auch diese Gesichte gehen nicht leer und folgenlos vorüber, nicht vorüber ohne einzugreifen in die Ereignisse. Denn nach diesem Vorgange wird dem in die sterbliche Hülle zurückgekehrten Kaiser die Zukunft klar, und der bekannte historische Moment tritt ein:

„Nie lächelt er wieder,
Und sein sehnender Blick hing stets an dem Bilde des Grabes."

Aus diesem kurzen Berichte ergiebt sich, wie Pyrker es möglich gemacht, sich eine Maschinerie zu gewinnen, mittelst welcher seinem Epos eine mehr noch als poetische Wahrheit gegeben werden konnte, und wie er das sich ersetzt, was der antike Epiker schon vorfand und von dem die allgemeine Meinung sagt, daß es dem neueren Heldengedichte ungewährbar sei. Waren in der mythischen Zeit die epischen Personen, als solche, bevorzugte Wesen; so ist Carl dies nun auch geworden durch die eingetretene Weihe, die ihm mit so lebendigen Wirkungen geworden, daß diese zusammenfallen mit der historischen Thatsache. Der Unsterbliche aber, der die Weihe vermittelt, gehört dem höheren Reiche, dem Reiche der guten Geister an, welches der katholische Christ noch fester und inniger glaubt als der Grieche das Reich der Götter und Halbgötter glaubte. Die Grundlagen zu einer entsprechenden und befriedigenden Maschinerie sind also gelegt, wie noch niemals zuvor durch Dichter geschehen war.

V.

Vollendet-epischer Geist und Charakter der Anordnung und der Durchführung in der Tunisias.

Haben wir eingesehen, wodurch Pyrker es vermochte das schwerste Problem für den neueren Epiker über Erwarten glorreich zu besiegen, weil er von einem, nur Erleuchteten gewährten Blick in das Geheimniß des Geisterreiches den rechten Gebrauch auch als christlicher Dichter machte; so kann es nicht schwer werden zu zeigen, wie leicht es nun wird, auch alles Uebrige zu gewinnen was die Epik bedarf, aber auch, und dies ist wohl das Wichtigste, welche Aussichten nun sich für eine christliche Epik überhaupt öffnen, deren Aufblühen so viele feindselige Mächte hindernd entgegen getreten waren. Wir dürfen sogar hoffen, dadurch manches Aufschlusses über die Rapports theilhaft zu werden, in denen der vom Leimen der Erde genommene, aber mit Luftrespiration und Blutcirculation versehene Mensch sich reell, vielleicht sogar substantiell, zu den Geistern des Himmelsreiches und zu den Geistern des Höllenreiches befindet, wovon in neuerer Zeit eine der bewundernswerthesten Ahnungen durch Shakspeare ausgesprochen worden. Wir meinen gewisse Worte im Hamlet, deren poetischer Schönheit die Bewunderung nicht vorenthalten blieb, deren geheimnißvolleren Sinn man aber wohl übersah. Hamlet vom Geiste des Vaters gerufen und geweckt, fühlt sich auf der schmalen Enge zwischen Himmel und Hölle; fragt folglich das Wesen, welches ihm in der ehrwürdigsten Gestalt, der Gestalt des

Vaters erscheint; „ob er Düfte des Himmels oder die Dünste der Hölle bringe.“ — Kann dergleichen ein Anderer dichten als ein Katholik, oder als ein aus den protestantischen Irrthümern zum Katholicismus zurückkehren wollender Kämpfer, der noch nicht alle protestantischen Anfechtungen besiegt hat, aber sehr wohl — um mit Homer zu sprechen — in des Herzens Geist und Empfindung es erfährt oder inne wird: daß, als Mensch, er mit zweien entgegengesetzten Geisterreichen kämpfe, dem der guten, Gott und Vater in der heiligen Trinität treu gebliebenen, und dem der nicht blos abgefallenen, sondern sogar in Auflehnung und Empörung getretenen Geister, deren Sitz der leere Luftraum ist.

Dieser Rapport ist ein so geistig geheimnißvoller, daß bis jetzt er nur geahnt oder vielmehr kaum geahnt wird, wenigstens da wo der Glaube an seine Bedingungen fehlt und wo daher das Gemüth noch nicht durch den vorbereitenden Glauben dasjenige sich angeeignet hat, was die Offenbarung ausgesprochen enthält. Diese kann ihr Geheimniß aber nur in einer Redeweise eigener Art ausdrücken, welche wieder der Glaubende allein versteht, nicht jedoch der Glaubenslose, der wohl in jetziger Zeit es am wenigsten faßt oder am mangelhaftesten. Eben so wenig auch der Philosoph, so lange er ein neuerleuchteter Philosoph bleibt, oder als er nach einer neuerleuchteten Philosophie sucht, welche er, um den Mangel an Erleuchtung zu beschönigen, die r e i n e nennt. Da will dies letzte Beiwort eben nur das eine Menschliche der Vernunft ausdrücken, wo man beinahe es das Stockmenschliche nennen möchte, um das Verstocktbleiben in den blos menschlichen Bedingungen und Mitteln euphonisch auszusprechen. Denn auch hierbei verwickelt die nur zu leicht sich selbst widersprechende Philosophie sich in einen der vielen ihr nicht ungewöhnlichen Widersprüche. Die Nebel der Ungöttlichkeit, wie sie aus dem Reiche der bösen Geister aufsteigen, mögen sie noch so sehr durchdrungen und imprägnirt haben jene Vernunft; aus diesem Grunde derselben das Epitheton r e i n zu entziehen, daran denkt man nicht; wohl aber geschieht es, wenn ein Licht von Oben sie durchstrahlt; denn dann heißt sie unrein, rein jedoch, wenn es die Dünste der Hölle sind, welche sie trüben. Doch zurück zu unserem Epos.

Zu den von Hegel an das Heldengedicht gestellten Forderungen gehört auch die Geschichtsfabel die kriegerisch sein soll und den Weltzustand zur Grundlage haben: wo möglich so, daß in der Nationalität und Heldenschaft die Mitte gehalten wird zwischen barbarischer Wirklichkeit, und einem durch Gesinnung und Sitte bereits erhöheten Zustande.

In der gesammten neuern Zeit, nämlich in der christlichen, hat wohl keine Persönlichkeit gewirkt, welche dem Weltzustande, seinem weitesten Umfange und seiner reichsten Vielseitigkeit nach, einen Mittelpunkt dargeboten hätte, wie die des besungenen Kaisers. Aus dessen Leben ist ein Abschnitt oder Ausschnitt gewählt worden, aus dem der Charakter jenes Weltzustandes in der reichsten Strahlenfülle zusammenleuchtet und wieder zurückschimmert. Man könnte jenen Abschnitt vielleicht eine Episode im Leben des Kaisers nennen; aber es läßt sich von ihrem Kreise aus das historische Ganze des damaligen Zustandes synchronistisch übersehen. Es ist kein bloßes romantisches Rittergedicht, was Tunisias giebt; sie behandelt alles was sich aus dem Conflict von Christenthum und Islam, von Occident und Orient sonst für die chevalereske Poesie zu ergeben pflegt anders, nimmt es viel höher, viel allgemeiner und macht namentlich die Liebe nicht zum eigentlichen Aufzug für das ganze Gewebe des epischen Teppich's, sondern behandelt sie nur wie einen ihn durchschlingenden, zwar einzelnen, aber doch zum Ganzen mitgehörigen darin eingreifenden Faden.

Unmöglich kann man von der Betrachtung des damaligen Weltzustandes ausgehen, ohne vor allem der Frage sich zuzuwenden: welche Absichten der Kaiser bei dem Zuge nach Afrika könne gehabt haben, wie dies einige Historiker wirklich thun, ohne die richtige oder befriedigende Antwort zu finden. Ich meine, daß die Geschichte der neuern Zeit wohl eine sehr andere geworden wäre, wenn die österreichisch-spanische Monarchie auf der nordafrikanischen Küste als Repräsentant des Katholicismus dagestanden hätte. Die Meerenge der Dardanellen und die bei Gibraltar bewachend. Aber Frankreichs Könige scheinen erst wieder die Bedeutsamkeit der afrikanischen Küste für das christliche Abendland begriffen zu haben und die Ge-

schichte wird noch Erfahrungen eigener Art darüber zu machen haben. Tunis ist also hier kein isolirter zufälliger Kampfsplatz; es treten Bedingungen bei ihm ein, welche auf das Ganze der Zukunft Einfluß gewinnen konnten, wie es mit Ilion und Karthago der Fall gewesen.

Mußte dies historische Moment zum epischen werden; so konnte das nur durch die Maschinerie und zwar eine solche geschehen, die Morgenland und Abendland zu verbinden hatte. Unvergleichlich ist die große Bedeutsamkeit verstanden und benutzt worden, in welche der Genius der Geschichte sich damals selbst gekleidet hatte, der feindlichen Stellung wegen, worin Frankreich sich durch seinen König befand. Das zu repräsentirende Abendland beschränkte sich auf Deutschland und Italien, seine epischen Repräsentanten als poetisch mitwirkende Wesen waren aber nur dem Reiche der Geister zu entlehnen. So ergeben sich ~~das~~ himmlische Geister, wenigstens als Begnadigte und gesühnte, Arminius und Regulus von selbst, deren Gegensätze dann nicht fehlen konnten in Hannibal und Atilla, wobei der Dichter vielleicht einen Blick in den geheimen Zusammenhang der Völkergeschichte gethan, von welchem wohl noch Geschichte und Ethnographie künftigen Gebrauch machen könnten. Der alte Gegensatz von Rom und Karthago tritt eben so sehr wieder in Erinnerung, als der von Germanen und Skythen, zu welchen letzteren die Hunnen eben sowohl gehörten, wie jene Türken, durch die der Islam zu der neuen politischen Stärke gelangte, die noch ihn hält.

Es sind an dieser Stelle noch einige andere Momente hervorzuheben, welche die Sprache der gewöhnlichen Aesthetiker Schönheiten, höchstens Zweckmäßigkeiten nennen würde. Uns sind sie mehr. Da sich aber nicht alles dabei zergliedern läßt, vielmehr auch dem Leser das Seinige belassen bleiben muß; so heben wir nur Einiges hervor.

Im ersten Gesange ward der epischen Grundbedingung genügt, die darin bestehet, daß die höhere Weltlenkung in Handlung gesetzt sichtlich hervortritt. Im zweiten lernen wir die Organe kennen, deren jene Weltlenkung sich bedient, und die man, das Wesen der Epik mehr mechanisch als organisch betrachtend, Maschinen genannt

hat, nicht aber Organe, oder — was wohl am meisten entsprochen hätte — höhere Mittelspersonen, d. h. dem Geisterreiche bereits angehörige Mittelspersonen. Wo war diesen der Sitz anzuweisen? Im Himmel unmöglich. Pyrker gewährt ihnen eine Region, die noch Verbindung hat mit der Erde, also im Ganzen gleichzustellen wäre der cita dolente des Dante, aber nicht dem eterno horrore in welchem, oder bei welchem jene sich befinden, die er nennt: perdutta gente. Da im zweiten Gesange der Tunisias der Kampf selbst noch nicht beginnt, sondern erst die Vorbereitungen dazu entfaltet sein wollen; so stehet hiermit es in angemessenster Verbindung, wenn dieser nämliche Gesang hauptsächlich dazu bestimmt ist, uns die Mittelspersonen als dem Geisterreiche schon angehörige Vermittler, nahe zu bringen und vorzuführen. Er dürfte also hiermit für besprochen gelten können. Da indessen die Behandlung des Verhältnisses zwischen Regulus und Hannibal, als Repräsentanten entgegengesetzter Richtungen, deren Feindschaft aber im Leben nach dem Tode doch nicht fortwalten konnte, besondere Schwierigkeiten bot, sie jedoch überwunden sind wie nur ein großer Dichtergenius dergleichen vermag: so setzen wir die Stelle selbst her. Arminius sucht in der Wohnung der Trauer, in der cita dolente, die auserlesenen Geister auf, denen er den bevorstehenden Kampf verkünden will, welcher bald Karthago's rühmliches Feld umwüthen wird; und:

„Gierig forscht er umher, die Freunde sogleich in den Schaaren
Gleichgesinnter Geister zu schau'n, und er fand sie vereint dort:
Hannibal, der dem Regulus nah, auf schwellendem Mooswuchs
Ruhte, erhob das Haupt und rief ihm finster entgegen:
„„Freude verkündet dein Flammenblick, unbändiger Krieger!'' u. s. w.

Es entstehet nämlich zwischen Hannibal und Regulus Streit über die weltherrschenden Tendenzen der alten Roma, die Arminius wohl am bittersten erfahren. Doch gerade er räth zur Versöhnung und mahnt die Vergangenheit zu vergessen über den weit größeren Kampf, der bevorsteht.

Der dritte Gesang läßt einen Theil der Seemacht sich vor Barcellona versammeln: Doria, Ludwig von Portugal, Ruyter mit den Niederländern, während an der genuesischen Küste die Wälschen und die Deutschen nach ihren Hauptstämmen, Ländern und Gauen

eintreffen. Wem brächte das nicht den berühmten Schiffkatalog der Ilias in Erinnerung, dessen Aufnahme an dortiger Stelle den Erklärern nicht recht entsprechend scheinen wollte? Seit A. Wolf gilt er für eine Einschaltung, zu welcher Nebenrücksichten bestimmten. Die Tunisias bringt das Nothwendige seiner Einschaltung erst recht zum Verständniß. Der Zug gegen Ilion, wie der gegen Tunis, repräsentirt ein Weltinteresse und den Weltzustand. Man muß ihn genau, fast wie eine geogrophische Karte kennen lernen, und muß wissen wer Theil genommen an jenem Kampf. Von den Motiven durfte früher die Rede sein. Der Kampf selbst kann erst nach jener Exposition, erst nach Aufzählung der kampfgerüsteten Heldenschaaren beginnen. Dies geschieht im dritten Gesange indem sich zugleich die schöne Episode einknüpft, welche Liebe zum Gegenstande hat, aber die Liebe kaum erst vermählter Gatten, die hereingezogen werden in die Drangsale des Krieges.

Es würde zweckwidrig sein, mit einer um etwas erweiterten Inhaltsanzeige der einzelnen Gesänge aufzutreten. Wir haben es damit und mit der Composition im Allgemeinen und Einzelnen nur so weit zu thun, als sich hierdurch der Anlaß bietet, die Kunstlehre, oder sogenannte Aesthetik, wenn man will Poetik, in einzelnen Puncten zu berichtigen und zu erweitern, heben also auch nur die vorzüglichsten Zweckmäßigkeiten hervor. Dazu gehört im vierten Gesange das entschiedener beginnende Eingreifen der mitwirkenden abgeschiedenen Wesen in die Handlung. Eminent ist es dabei, wie diese Wesen überall Persönlichkeit gewinnen; so daß beinahe sie sich eben so darstellen, wie Thetys und Andere in der Ilias. Atilla und Doria gerathen förmlich aneinander; es geschieht auch so lebendig, daß der Skythe die Erfindung des Schießpulvers und der Ferngläser verlästert. Hermann tritt ebenfalls in eine angemessene Situation zum Kaiser. Doria hat das Schlachtunternehmen auf Karthago siegverkündend angeordnet, und Hermann will: nicht er, sondern der Kaiser solle selbst den Sieg erfechten, d. h. Carl solle sich mit dem Ruhme desselben schmücken, Carl jedoch fühlt, daß es unedel wäre, den Ruhm Doria zu entreißen; Hermann versteht ihn

und wird zur höchsten Bewunderung hingerissen. Die Stelle hat besondere Schönheiten.

Wenn im fünften Gesange Hairaddin, dem die Rolle der Zweideutigkeit und des Verraths gegeben worden, in momentanes Schwanken geräth, dem er durch Mohammet entrissen wird; so lieset man hier, wo das Christliche zurückbleibt, Verse ganz wie die Ilias sie hat.

„Aber schon umflog, dem christlichen Heere Verderben
Sinnend, Muhamed ihn, und hoffte der Wünsche Gewährung,
Als er das Herz erwog des thatengewaltigen Mannes.
So wie im düsteren Flug, den Ohren nicht hörbar, die Nachtschwalb'
Ueber uns flatternd schwebt: so flog um Hairaddin jener,
Forschend, und sah ergrimmt, wie jetzt ihm der feindlichen Heersmacht
Furchtbare Schau das Herz erfüllte mit nagendem Kummer.
Leise dem Ohre genaht des Sinnenden, sprach er ihm Muth ein:
Solltest du beben, Hairaddin, du, ruhmwürdiger Krieger,
Deß zermalmender Kraft die Völker erzittern? Nicht denkst du:
Wer das Eine nur will, fest will, der wird es erringen?
Heiß den Wurfschütz dort vernichten den feindlichen Späher,
Der tollkühn vordrang, und anreg' in der hohen Versammlung
Deine Feldherrn. Horch, dies kündet der große Prophet dir" u. s. f.

Mehr sagen wir von diesem Gesange nicht. Großen Raum nimmt darin die schöne vorgedachte Episode ein, und wir dürfen uns nicht von der Gliederung des Hauptkörpers entfernen; deshalb wird uns der sechste wichtiger.

Der Zug gegen Tunis entrückt den Kaiser, oder entfernt denselben in gewissem Sinne dem Weltganzen, mit dem er nur durch Botschaften und Anordnungen in Verbindung bleiben kann. Aber auch der Leser soll nicht unbekannt bleiben mit dem was dort vorgeht und wie der Kaiser bis dorthin wirkt. Wie soll das in poetischer, in nicht diplomatischer Weise geschehen? Hier ein Beispiel! — Das Heer hat in Afrika gelandet und in der Nacht das Lager an der Stelle des alten Karthago aufgeschlagen. Nur kurz vor anbrechendem Morgen ist es möglich, einige Stunden der Ruhe zu gönnen. Der Kaiser selbst:

„ließ sich, gehüllt in den wolligen Mantel, im Sandstaub
Nieder. Weder den schwellenden Pfühl, noch köstliche Speisen
Kennt' er im Feld': erduldend jegliche Noth und Entbehrung

Froh mit den Kriegern. Er lag in dem Kreis umlärmenden Volkes
Dort auf dem Sand', und bald umfing ihn der liebliche Schlummer."

Da naht Hermann, dessen Geist inmittelst in Amerika verweilt hatte. Er sieht Germania's Volk mit dem schlummernden Kaiser und haucht diesem die erregenden Worte ein:

„Ruhig schlummerst du hier im Kreise der Helden, Erzeugter
Meines gewaltigen Stamms! Von den fernen Meeren herüber
Kommen die Boten des Sieges dir spät. Ich künde den Sieg dir
Nun zur Freud', und zugleich den Jammer der Wilden, zur Trauer.
Dein ist die Herrschaft der Welt: nie wendet die leuchtende Sonne
Mehr die Blicke von deines Reichs endlosen Gefilden.
Schon dient Mexiko dir; nun bändigt Peru, das Goldland,
Deß unschuldiges Volk der Sonne Kinder sich dünket,
Dein Pizarro. Er nahm Atahualba gefangen, den Inca,
Und erwürgt ihn vielleicht: nicht Hunderttausende scheuend,
Nicht Millionen Volks, von wenigen Tapfern umgeben,
Wild und grausam gesinnt. O, hemme die wüthende Blutgier
Jener Verblendeten, die in dem Wahn, Halbmenschen zu würgen,
Also freveln! Ich sehe dein Herz erbeben dem Jammer u. s. f."

Der erwachende Kaiser eilt nun, das ernste Gebot der Schonung und christlichen Milde abzusenden. Dies ist die Weise, in welcher die weite fast unermeßliche Ausdehnung der Macht des Kaisers und der Geist seiner Wirksamkeit vergegenwärtigt werden.

Im siebenten Gesange verkörpern sich die bisher schon thätig gewesenen Geister der Abgeschiedenen immer mehr. Der Kaiser betritt Karthago's Ruinen, geht stumm einher und sieht die Vergangenheit in der Gestalt von ärmlichen Dörfern, Oasen und wüsten Gefilden. Der rosigste Sonnenaufgang kann düstere Schwermuth dem nicht verscheuchen, der, gedenkend der Vorzeit Tagen, kärglichen, von Moos umwucherten Schutt da sieht, wo die eherne Burg Byrsa stand und das weit herrschende Karthago todt sich und vergangen zeigt, während Hannibal's Nachruhm fortlebt. Diese Betrachtung des Kaisers weckt den Geist Hannibal's halb sympathetisch auf, und ruft diesen selbst herbei. Nun säumt auch Regulus nicht, fortwährend seinen Charakter sorglicher Wachsamkeit erhärtend, herbeizueilen; denn Hannibal's Zusammenkunft mit Carl giebt ihm Argwohn. Zugleich nahen nun auch Mohammet und Atilla mit anderen den Christen unholden Verstorbenen. Ellak, des Hunnenkönigs Sohn, lenkt

des Vaters Blick auf den Schatten einer Felskluft, in welcher eine Riesenschlange schreckenerregend lauert, und der Prophet ruft, hierdurch die Genossenschaft mit dem Adversarius bekundend:

„Hebe dich, Muhameds Volk! Erhebt euch, Attilas Schaaren;
Fahrt in des Unthiers Bauch, und erreget dem Feinde Verderben.“

Eine längere malerische Schilderung zeigt den Erfolg in einem die Christen so hart bedrängenden Kampfe, daß der Kaiser, den Kriegeslärm hörend, seinen Neffen Ludwig von Portugal zu helfen sendet. Dieser erinnert sich aus der Geschichte: daß am Ufer des Bagrada, jetzt Medscherdah, der Utika nahe floß, der Consul Attil. Regulus eine ungeheure Schlange — ihre Länge wird auf 120 Fuß angegeben — mit Katapulten soll beschossen und erlegt haben, und er beginnt nun den erfolgreichsten Kampf gegen sie. Gehört das nicht zu den genialsten dichterischen Conceptionen! — Aber was ist die Wirkung?

„Heulend vor Schrecken und Angst, entflohen die Geister, und eilten
Muhamed nach, und Attila: fern in ätherischen Höhen
Größeres Unheil noch zu ersinnen dem Heere der Christen.“

So unmittelbar greift dies Alles in die epische und zugleich historische Handlung, sogar in die besondern Kriegesoperationen ein, daß als Folge dessen die Schanzen gegen Goletta erbauet und besetzt werden. Da auch der mit Friedensvorschlägen an Hairaddin abgesandete Alba nichts erwirkt, beginnt die Beschießung. Sarno tödtet den Salek, wird aber selbst getroffen und erlegt.

Im siebenten Gesange war das Episodische gegen das Mythisch-Epische verstummt: im achten erwacht es wieder, aber wir erklärten bereits, daß dieses uns nicht fesseln dürfe. So gehen wir unmittelbar über zum neunten, in welchem das mit dem Mythischen Verbundene, also das eigentlich Epische, ganz vorzüglich glänzt. Denn wenn in dem oben mitgetheilten, böhmischen Epos „Jaroslaw“ die Entscheidung von dem Hügel abhängt, den das wunderthätige Muttergottesbild beschützt; so hängt hier Alles vom Ausgange des Kampfes um die Bergschanze ab. Sie wird glücklich erstürmt. Mohammet veranlaßt einen lange unentschieden bleibenden Kampf, der doch mit Hairaddins Rückzug endet.

Wie sollten da nicht im zehnten Gesange die feindlichen Wesen, Mohammet, Hannibal und Atilla, ihre letzten Kräfte aufbieten? — Es wird der Gesang also vollkommen mythisch und plastisch. Im Innern Aethiopiens erregen jene Widersachersgenossen den Samum; es soll, weil sie selbst nicht siegen können, er mit seinem Flammenhauche das Christenheer vernichten. Was kann diesem Extreme mehr entsprechen als ein Zweikampf? — Er tritt ein. Don Ludwig tödtet den Giaffar. Allein Sinam eilt in des Ueberwundenen Stelle zu treten. Ein neuer heftiger Kampf will sich entzünden. Der Samum eilt herbei zu demselben. Aber der Unsterblichen Einer treibt den Unhold zurück. Gegen ihn wüthen jetzt Erdbeben, Donner und Orkane. Dies der Moment, um Goletta zu bestürmen. So schließt der Gesang. —

Die Lage der Christen — im neunten Gesange — beginnt nun eine glücklichere zu werden. Hairaddin ist bereits so gründlich besiegt, daß im elften Gesang er auf Selbstmord sinnt. Nur Sinam hält ihn in diesem elften Gesange noch zurück. So erfreulich stehen die Angelegenheiten des Kaisers. Aber wie verhält er selbst sich dazu? — Ergiebt er sich dem Siegenden gewöhnlichen trunkenen Jubel? Im Gegentheile: er versinkt in Trauer. Welche großartige und erhabene Situation, diese Gegenüberstellung der noch immer auf sich rechnenden Verzweiflung des Besiegten und der heiligen Trauer des glücklichen Siegers. Wollten wir ein Bild davon geben; es würde bleich und blaß bleiben gegenüber den Worten, welche die Situation des Kaisers darstellen, dem Pyrker so innig geistverwandt ist, daß wir überzeugt sind, Carls und Pyrker's Begegnung in der andern Welt werde unter den herrlichsten ihr angehörigen Momenten strahlen. Deshalb lassen wir den Dichter selbst sprechen. Denn das eben ist das Größte in dem Gedichte, dem Gleiches in aller Poesie noch fehlt, daß zu jedem was sich ereignet, die wirksame Triebfeder Carl selbst ist, hiermit also er auch in den Begebenheiten selbst befangen erscheint, gleichsam dem Sturme derselben, ihren lichten und trüben Momenten mit unterworfen, in sofern hier Leiden und Freuden, Trauer und Hoffnung theilend. Aber dies hindert nicht, ihn in jener höheren Beziehung vorzuführen, wo er als ein über dem

Kampfe der Begebenheiten erhabener Heros höherer Art schwebt. So Einziges können nur Pyrker's eigene Worte wiedergeben; daher vermeiden wir auch die Unart, wenn es eine ist, nicht: zum Schlusse unserer Betrachtungen fast nur sie in weiterer Ausdehnung hervortreten zu lassen und selber zu schweigen.

„Aber kein Schlummer umfing die glühenden Augen des Kaisers.
Sinnend saß er vor seinem Gezelt, und blickte zuweilen
Schwermuthsvoll in die liebliche Helle des Mondes, zuweilen
Nach dem trüblichen Schimmer hinaus auf die gleitenden Wellen."

Carls Seufzer rufen den Geist eines der trefflichsten seiner gebliebenen Helden, Ebersteins, herbei. Er fragt, wer die Nacht durchstöhne? — und Eberstein spricht, den Kaiser sehend noch zweifelnde Worte:

„Hat mich das Lüftchen getäuscht, das leis' in den Zweigen des Oelbaums
Säuselt, Seufzenden gleich? Geußt Blässe des Todes der Mond nur
Dir auf die Wangen? Wie, du wachest, in Trauer versunken,
Nach dem Tage des herrlichsten Sieges, dem Falle Golettas?
Sprich, Erlauchter, warum denn ewig dir finstere Schwermuth
Falte die Stirn? Enthülle dem Treuen des Herzens Geheimniß:
Haben die Sorgen des Thron's, hat unverschuldetes Herzleid
Sie schon frühe gezeugt und groß gezogen zum Jammer?"

„Ernster wandte nach ihm die sinnenden Blicke der Kaiser,
Legte die Hand auf die Brust, und begann mit erschütternder Stimme:

„Lasest im Antlitz du die Züge des nagenden Kummers?
O, so schaue sie kenntlicher noch mir im Herzen und schweige!
Früher Gram, vermengt mit den zartesten Freuden der Kindheit
Wurzelt in dieser Brust, die dort des herrlichsten Vaters
Tod, und um ihn, der Mutter in Wahnsinn endende Trauer,
Grausam zerriß. Doch winkte mir ewig der Völkerbeherrschung
Ernstes Ziel; ihm weiht ich die fröhlichen Jahre der Jugend,
Schweigend; der Blödigkeit Bild, bis Valladolids Turnierbahn
Und des Schildes hochsinniger Spruch mir glänzenden Ruhm gab.
Als ich Hispania's Zepter ergriff, durchtobten des Aufruhrs
Schrecken das herrliche Land. Vom Bürgerblute besudelt
Weckt es Entsetzen mir an den Schranken der furchtbaren;
Aber zugleich erstand auf der dornenvollen ein Feind mir,
Unversönlich, den Thron des heiligen, römischen Reiches
Neidend, und glühend vor Haß in Frankreichs stolzem Beherrscher."

Die Fortsetzung und den Schluß der Rede müssen wir bitten im Werke selbst zu lesen. Sie giebt ein vollständiges Bild der

Weltlage, worin die Reformation mit ihren Wirkungen, den Bauernkrieg und anderem Ungemach allerdings nicht übergangen sind.

Nach einigen Unterbrechungen und Pausen spricht der Kaiser seine Sehnsucht nach Ruhe aus und wie das Morgenroth, tritt ihn die Erinnerung erlebter bedeutsamer Momente in St. Just an.

„Jüngst, nach ermüdendem Waidwerk, bot in Estremadura's
Lieblichem Thal, Sanct Just, der Hieronymitaner
Einsames Kloster uns Ruh. In der hehren Stille des Abends
Faßt' uns gar wunderbar vom erhellten Dome der Psalmen
Herrliche Festmelodie, der Orgel mitwallender Jubel
Und das wehmuthsvolle Getön der Glocke vom Thurm her,
Die zum Abendgebet uns lud und zu stiller Betrachtung.

Wäre die Absicht eine Sammlung der schönsten Einzelheiten des Gedichtes wiederzugeben, was überhaupt selten zu billigen, hier am wenigsten angemessen erscheint; wir dürften hier gerade jetzt am wenigsten abbrechen. Wir werfen aber das Auge hauptsächlich auf das Ganze der Composition, um an dieser die Möglichkeit einer neuern höchst wichtigen christlichen Epik nachzuweisen, dem Zeitalter aber alles das Hoffnungsreiche und Freudige bemerklich zu machen, was darin für die Zukunft der deutschen Poesie liegt, woran die herrschende, freilich nicht von den rechten Erscheinungen abgeschöpfte Meinung unserer Litteraten und Kritiker verzweifelt. Das Interesse der Stelle, die wir nicht ganz wiedergeben, liegt uns also weniger in ihrer Schönheit, als in ihrer hohen Zweckmäßigkeit und Angemessenheit für das Ganze und in ihrem Entsprechen der epischen Forderungen. Die frühere Behauptung: daß die Erobrung von Tunis mehr sei als eine zum romantischen Gedicht erhobene historische Episode, wie Tasso's Werk, dessen den Tagen der Kreuzzüge angehöriger Gegenstand sich darauf beschränkt die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernste der geschichtlichen Wahrheit zu verbinden, ohne über einen der wichtigsten Momente in der Weltgeschichte selbst und eine der merkwürdigsten Perioden des Weltzustandes ein umfassendes Licht und einen die Erkenntniß des ganzen Zusammenhanges fördernden Aufschluß zu geben. Wenn der Italiener weder die Größe seines Gegenstandes erreicht, noch dessen Reichthum erschöpft hat, auch ihn die virgilische Form einigermaßen

beschränkte, wir aber durch die Reize der Armida, Chlorindens Schönheit und Erminias Liebe mehr gefesselt werden, als durch hohe bedeutsame historische Gestalten; so führt in den Kreis dieser letzteren die Tunisias ein und hat wirklich, seit Homer zuerst es erreicht, die wahrhafte, historische Welt zur Heroenwelt so sehr zu erheben, daß die unverletzte, ja die mit diplomatischer Treue wiedergegebne historische Wahrheit wie eine mythische Welt sich vor uns bewegt. Hiermit gerade wird das Gedicht zum wahren Epos.

Daß hierdurch Pyrker's Epopöen sich von den romantischen Gedichten in epischer Form unterscheiden müssen, das erklärt sich sehr leicht. Aber auch den homerischen Epen können Pyrker's unmöglich gleichen, weil ja der christliche Geist ein anderer ist als der heidnische. Diese Verschiedenheit übte einen nothwendigen Einfluß aus auch auf das Poetische. Der Reichthum der Gestalten ist nämlich in den besprochenen Werken, namentlich in der Tunisias, kaum geringer. Aber selbst jene Gestalten sind sämmtlich mehr innerlich und geistig genommen als äußerlich und physisch, geschweige gar materiell und portraitartig; vielmehr wird, was die individuelle Zeichnung angehet, sorgfältig Maas gehalten. Dies folgt aus dem Hervortreten des Religiösen nothwendig. In der Ilias kommt dieses gar nicht sehr bedeutsam zum Vorschein. Achaier und Troer haben die nämliche Religion, haben die nämlichen Gottheiten. Nur interessiren sich einige derselben mehr für die Danaer, andere mehr für die Dardaner. Sogar die Nationalitäten verrathen keine Urfeindschaft, vielmehr haben sie nur persönliche Verhältnisse, ja Beleidigungen Einzelner verzwistet. Dies muß dem Kriege selbst einen anderen Charakter geben. Die Vorfälle wechseln mit solchen, die dem gewöhnlichen wirklichen Leben angehören, und solchen, die das Gepräge des Wunderbaren tragen. Jene vermitteln zwar wohl auch erschütternde Situationen, keineswegs aber erhabene Momente, nicht einmal solche, wie sie uns die Tragiker geben, welche zuweilen an die höchsten Dinge erinnern. Die Stelle alles dessen nimmt in der Tunisias jener heilige Ernst ein, der nie da fehlen wird, wo die Begeisterung des Dichters zugleich eine religiöse Wahrheit ist, und wo wohl gar, wie in der Tunisias, der Gesang niemals das höhere Leben und die letzten Dinge gänzlich vergißt. Aber dar-

aus gerade entspringen jene höhern Schönheiten, die am herrlichsten sich der Anordnung mittheilen, nur auch eben hier am meisten sich verbergen und deshalb weder von jedem Geiste erfaßt, noch von jedem Gemüthe empfunden werden. Auch mit den Motiven, Neigungen und Abneigungen, Freuden und Schmerzen, geheimen Regungen des Herzens, dem stillen Sehnen der Seele, den Naturschilderungen, den Weltbetrachtungen und vielem Aehnlichen verhält es sich nicht anders. Daher werden diese Werke für jetzt vielleicht noch nicht allen Lesern den gleichen Genuß gewähren, den höchsten aber solche davon tragen, die, in der Poesie selbst das Höchste liebend, Sinn für Religion und Christum auch zur Poesie oder zum poetischen Genusse mitbringen. Also Leser, die empfänglich sind für die ganze Fülle der Schönheiten, die, in religiösen Dichtungen blühend, aus ihnen athmet und wehet, duftet und strahlt. Von ihnen wußte die antike und classische Welt, wie hoch auch sonst sie stand, nur wenig; die christliche scheint sie aber noch nicht erkannt zu haben. Dank also dem, der den ersten Schritt gethan hat, unser an einer Klippe schwebendes Zeitalter auch als Dichter dem Hinabsturz in die finstere Schlucht zu entreißen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Carl Schumann in Schneeberg.

Inhaltsanzeige.

I.	Vorrede und Einleitung	5
II.	Richtiges und Verfehltes in Hegels Theorie des Epos	16
III.	Historische Betrachtung der dem neueren Epos ungünstigen Verhältnisse	32
IV.	Das Heroische und die Maschinerie in der Tunisias . . .	49
V.	Vollendet = epischer Geist und Charakter der Anordnung und der Durchführung in der Tunisias	60

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Wilhelm von

Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes Tunisias

Altenburg 1844

P.o.germ. 1349 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119949-9